

Magazin zum
traditionellen jüdischen
Leben in Deutschland

03/18

März 2018 / Adar 5778 - [12]


BtJ
Gemeindemagazin

UNSERE FESTE
Ein Revolutionär –
kein Fundamentalist!

UNSER BRENNPUNKT
Jüdisch-Christliche
Beziehungen – Sackgasse
oder Neubeginn?

UNSERE JUGEND
„Wer nicht an Wunder
glaubt, ist kein Realist“

UNSER GESPRÄCH
face to face
*Das Gemeindemagazin des BtJ im
Gespräch mit dem Rabbiner
Yechiel Brukner*


RUSSISCH

04

VORWORT

06

IN EIGENER SACHE

08

UNSERE FESTE

12

UNSER BRENNPUNKT

Wir sind für Sie da
am Rande des regionalen BtJ Schabbatons in Hannover im Oktober 2017 fand die BtJ Mitgliederversammlung mit Vorstandswahl statt



Foto: Mischa Shamis

Ein Revolutionär – kein Fundamentalist!
Mordechai Hajehudi, jüdischer Mut und Purim



Jüdisch-Christliche Beziehungen – Sackgasse oder Neubeginn?



28

UNSERE PARTNER

32

UNSERE MITGLIEDER

35

UNSER WISSEN

36

UNSERE GESCHICHTE

BAYIT - Ein Zuhause in Berlin
Ein neues Programm von Morasha Germany

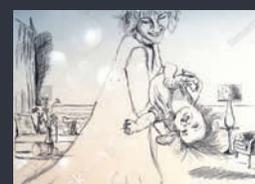


Jüdische Landesgemeinde Thüringen
„Und doch sind wir optimistisch“



Was Sie schon immer über Purim wissen wollten

Der blaue Filzhut und der Wiener Walzer



16

UNSER GESPRÄCH

face to face
**„Unser Weg ist der Dialog –
und unser Ziel ist der Dialog!“**

*Das Gemeindemagazin des BtJ im
Gespräch mit dem Rabbiner Yechiel
Brukner, dem Gesandten der
Organisation Torah MiTzion in
München*

20

UNSERE JUGEND

**„Wer nicht an Wunder glaubt, ist
kein Realist“**



24

UNSERE PROJEKTE

Germany goes Shabbos!

*Überwindung der Grenzen am
Schabbat Lech Lecha*



38

UNSERE KOCHECKE

Happy-Purim!

*Mit Rotwein-Zwiebeln vom
israelischen Kochstar Tom Franz*



IMPRESSUM

BtJ Gemeindemagazin

Magazin für Mitgliedsgemeinden des Bundes
traditioneller Juden in Deutschland

Herausgeber:

Bund traditioneller Juden in Deutschland e.V.

Vorsitzender: Michael Grünberg

In der Barlage 43 / 49078 Osnabrück

Tel. : +49 5414065812

Fax.: +49541434701

www.btjd.de

Email: info@btjd.de

Redaktionelle Leitung: David Seldner

Redaktion: Marina B. Neubert

Gestaltung: Tanya Gusar

Büro für Gestaltung Cedarstudio

tg@cedarstudio.de

Gestaltung - Lokalteile: Marina Charnis

marina.charnis@googlemail.com

Übersetzung: Mikhail Vorobiev

Druck: migoma - ideenverliebt

Die veröffentlichten Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der
Redaktion wieder. BtJ behält sich das Recht auf Lektorat und Kürzung
der zugesandten Beiträge vor. BtJ übernimmt keine Verantwortung für
die Lokalteile der einzelnen Gemeinden.



Michael Grünberg
Vorsitzender des BtJ

Liebe Leserinnen und Leser,

ich freue mich, Ihnen das neue BtJ-Magazin als wiedergewählter Vorsitzender des BtJ präsentieren zu können.

Nach der ersten Amtsperiode des Vorstandes blickt der Bund traditioneller Juden in Deutschland auf eine erfolgreiche Tätigkeit mit Freude zurück. Die Anzahl der Mitgliedsgemeinden wächst, und wir haben stetig mehr junge und jung gebliebene Menschen mit unseren Veranstaltungen erreicht. Wir leben die Thora und wir leben in der Gesellschaft – und dies sollte in Deutschland genauso zu einer Normalität werden, wie es in der Schweiz, in den USA oder woanders bereits der Fall ist.

Besonders heutzutage, als die direkten und indirekten antisemitischen Ressentiments sich immer unverhüllter zeigen und in die Mitte der Gesellschaft rücken, ist es uns ein besonderes Anliegen, unseren Weg unermüdlich weiter zu gehen, um den jungen jüdischen Men-

schen zu helfen, die jüdische Tradition ganz selbstverständlich und in großer Normalität in Deutschland zu leben. So hat sich der regionale BtJ Schabbaton für Bayern in Nürnberg, der Ende Januar stattfand, den Umgang mit der antisemitischen Hetze zum Thema gemacht: „Alles, was recht(s) ist?!? Populismus, die Rechten und wir!“ Es ist zwar schade, dass wir uns solchen Themen widmen müssen, aber es ist dringend notwendig, über unseren Umgang mit den gefährlichen Tendenzen hierzulande zu diskutieren, um ihnen sachlich, fundiert und konsequent entgegen zu treten.

Gegen den Antisemitismus, in welchem Gewand auch immer, werden wir gemeinsam und geschlossen vorgehen. Auch indem wir unsere Werte und unsere traditionelle jüdische Lebensweise stärken und uns gegenseitig ermutigen, den Weg der Thora zu gehen und stolze Juden zu sein.

In dem aktuellen Heft finden sich viele Beispiele für das aktive jüdische Leben in Deutschland. In den Rubriken Unsere Projekte und Unsere Partner lesen Sie über das weltweite Shabbos Project, an dem der BtJ sich mit dem regionalen Schabbaton in Hannover erfolgreich beteiligt hat sowie über das ganz besondere Bayit-Projekt für junge jüdische Professionals in Berlin, das von unserem Partner Morasha Germany initiiert wurde.

In der Rubrik Unsere Mitglieder stellt sich – wie immer im BtJ-Magazin – eine unserer Mitgliedsgemeinden vor: Diesmal ist es die Jüdische Gemeinde Thüringen. Und in Unserem Gespräch führen wir ein Interview mit dem Gesandten der Organisation Thora MiTzion in Deutschland, dem Rabbiner Yechiel Brukner, der versucht, seine Sicht auf das jüdische Leben in Deutschland zu geben.

In dieser Ausgabe ergänzt ein neues Thema die bisherigen Aktivitäten des BtJ-Magazins, das in den vergangenen Jahren zu unserem steten Begleiter auf dem Weg zur jüdischen Normalität geworden ist: In Unsere Jugend erzählen zwei junge Studentinnen über ihren Weg zu den Wurzeln sowie ihr aktives jüdisches Leben.

Blättern Sie nun nach Herzenslust in dem aktuellen Heft und lesen Sie in Unsere Feste über die tiefe Bedeutung und die Aktualität des Purim-Festes, von Rabbiner Avichai Apel dargestellt, sowie über das spannungsreiche Verhältnis von Judentum und Christentum, mit dem sich Daniel Neumann in Unser Brennpunkt auseinandersetzt.

Ich hoffe, dass Sie an dieser Ausgabe Gefallen finden!

Wir vom BtJ freuen uns aber nicht nur über Ihre rege Teilnahme an unseren Aktivitäten, sondern auch über Ihre Zuschriften, in denen Sie auch gern kritisch Stellung beziehen oder Anregungen geben können – für Themen beispielsweise, denen wir uns künftig im Magazin annehmen sollten.

Namens des gesamten BtJ-Vorstands wünsche ich Ihnen Chag Purim sameach!

Ihr Michael Grünberg
Vorsitzender des BtJ



BTJ Bund
traditioneller Juden
in Deutschland

Wir wünschen Ihnen

*Happy
Purim*

Wir sind für Sie da

Am Rande des BtJ regionalen Schabbatons in Hannover im Oktober 2017 fand die BtJ Mitgliederversammlung mit Vorstandswahl statt. David Seldner fasst die wichtigsten Informationen für Sie zusammen

Als erstes berichtete der Vorsitzende Michael Grünberg über die im vergangenen Jahr durchgeführten Aktivitäten und über die derzeitige Situation sowie die weiteren Pläne. Nach der einstimmigen Entlastung kam es zum wohl wichtigsten Punkt, nämlich der turnusgemäß anstehenden Neuwahl des Vorstands. Die Tatsache, dass der neue Vorstand einstimmig gewählt wurde, interpretieren wir so, dass alle mit der bisherigen Arbeit zufrieden waren, worüber wir als Vorstand selbstverständlich sehr glücklich sind.

Der neue Vorstand besteht aus **Manfred de Vries, Alexander Drehmann, Michael Grünberg, Max Privorozki, David Seldner und Judith Tasbach-Neuwald**. Neu im Vorstand ist



**Max
Privorozki**

nun Alexander Drehmann; die restlichen Personen waren bereits Mitglieder des vorhergehenden Vorstands. Ausgeschieden ist Richard Bermann, der sich leider nicht mehr zur Verfügung stellte. An dieser Stelle möchten wir uns ganz herzlich bei ihm für sein Engagement bedanken – er hat als stellvertretender Vorsitzender maßgeblich zum Erfolg des BtJ beigetragen. Für seine weiterhin vielfachen Aufgaben wünschen wir ihm viel Kraft und



**Alexander
Drehmann**

Erfolg.

Der Vorstand hat es sich zur Aufgabe gemacht, das deutsche Judentum in der Tradition von Rashi, Rabbiner Gerschom im Mittelalter über die Rabbiner Hirsch, Hildesheimer und Bamberger bis in die Neuzeit zu repräsentieren und zu fördern, wie es die Satzung auch vorgibt. Jede Jüdin und jeder Jude sollte die Möglichkeit haben, unsere Traditionen und Bräuche, unsere Lebensweisen und –

vorgaben kennenzulernen und leben zu können. Dies geschieht über die vielen Shabbatonim, die wir veranstalten, die Förderung von Projekten diverser Organisationen (siehe unsere Rubrik „Unsere Partner“) und durch die Unterstützung vor allem kleiner und mittelgroßen, aber auch großer Gemeinden, bei ihren vielfältigen Aufgaben. Uns ist es wichtig, den Mitgliedern der Gemeinden aufzuzeigen, wie schön, wie bereichernd das Praktizieren unserer Religion sein kann.

Die Vorstandsmitglieder sind in gewisser Weise auch eine repräsentative Vertretung. Zum einen sind sowohl sog. Alteingesessene als auch Personen mit Wurzeln in den ehemaligen GUS-Staaten im Vorstand vertreten, zum anderen ver-



**Judith
Tasbach-
Neuwald**



**Manfred
de Vries**



**Michael
Grünberg**



**David
Seldner**

teilen sich die Wohnorte auch über die Republik.

Das einzige Vorstandsmitglied aus den nicht mehr so „neuen Bundesländern“ ist **Max Privorozki**, der 1963 in Kiew geboren wurde und seit 1990 in Halle lebt, wo er auch der Vorsitzende und der Verwaltungsleiter der Gemeinde ist. Darüber hinaus ist er auch Vorsitzender des Landesverbands Jüdischer Gemeinden Sachsen-Anhalt.

Ebenfalls aus der Ukraine stammt **Alexander Drehmann**, nämlich aus Charukov. Er wuchs in Bayern auf, ist bekennender Bayern München Fan und leidenschaftlicher Judaika-Sammler. Nach seiner Tätigkeit als Verwaltungsleiter der Jüdischen Gemeinde Aachen wechselte er zur Jüdischen Gemeinde Duisburg-Mülheim-Oberhausen, wo er nun als Geschäftsführer arbeitet.

Ebenfalls in Nordrhein-Westfalen ansässig ist die

1959 geborene **Judith Tasbach-Neuwald**. Sie wuchs in der jüdischen Gemeinde Gelsenkirchen auf, deren Vorsitzende viele Jahre lang ihr Vater Kurt Neuwald sel.A. war. Dort wurde sie im Jahre 2007 zur Vorsitzenden gewählt. Sie besitzt eine lange Familiengeschichte in Gelsenkirchen, bereits ihre Urgroßeltern sind auf dem dortigen alten jüdischen Friedhof begraben.

Manfred de Vries stammt ursprünglich ebenfalls aus dem Westen der Republik, er wurde 1950 in Recklinghausen geboren. Seine Eltern überlebten die KZs Auschwitz und Riga und gründeten nach dem Krieg die Jüdische Gemeinde Bochum, Herne, Recklinghausen. Mit 9 Jahren ging er nach England, wo er nach seinem Studium auch arbeitete, bevor er nach Deutschland ging, wo er viele Jahre lang bei der Deutschen Bank für Marktforschung, Investment Banking und Firmenkunden weltweit zu-

ständig war. Heute ist er in Rente und Vorstandsvorsitzender der Jüdischen Gemeinde Bad Nauheim.

Der 1955 in Sögel (Niedersachsen) geborene **Michael Grünberg** arbeitete, wie auch seine Vorfahren, dort als Viehhändler. Seit vielen Jahren ist er Vorsitzender der jüdischen Gemeinde Osnabrück und darüber hinaus im Vorstand des Landesverbandes Niedersachsen, im Direktorium des Zentralrats sowie im Kuratorium des Rabbinerseminars zu Berlin.

David Seldner wurde 1959 als Sohn von Shoah-Überlebenden in den USA geboren und wuchs in Deutschland auf – seine Wurzeln liegen väterlicherseits in Deutschland und mütterlicherseits in Polen. Er bekleidete – neben Funktionen im badischen Oberrat und im Direktorium des Zentralrats – 12 Jahre lang das Amt des Vorsitzenden der Jüdischen Kultusgemeinde Karlsruhe und arbeitet als

Mathematiker.

Bei der anschließenden konstituierenden Sitzung des neu gewählten Vorstands wurde Michael Grünberg wieder zum Vorsitzenden des BtJ gewählt. Wir möchten ihm herzlich gratulieren und unseren Dank aussprechen für die viele Arbeit, die er ehrenamtlich leistet zum Wohl des Judentums in Deutschland. Seine Stellvertreter sind David Seldner und Judith Tasbach-Neuwald.

Gerne möchten wir Sie, die Mitglieder unserer Mitgliedsgemeinden, dazu auffordern sich an uns zu wenden, wenn Ihnen etwas am Herzen liegt oder Sie eine Frage haben. Allerdings sollte Ihre Gemeinde immer der erste Ansprechpartner sein. Wir sehen uns als Unterstützer Ihrer Gemeinde und versuchen Angebote zu schaffen, von denen letztendlich Sie und damit das traditionelle Judentum profitieren.

פורים

LOS

An Purim feiern wir die Rettung des jüdischen Volkes vor dem Plan des persischen Ministers Haman, „zu vertilgen, zu erschlagen, zu vernichten alle Juden vom Knaben bis zum Greis, Kinder und Frauen, an einem Tag“. Der Name des Festes leitet sich von dem Wort „pur“ (Plural Purim) ab, das „Los“ bedeutet – aufgrund der Lose, die Haman ziehen ließ, um den Vernichtungstag der Juden zu bestimmen. Dieses Vorhaben wurde durch Königin Esther sowie ihren Onkel Mordechai verhindert.

Es wird überliefert, dass es in ganz Persien am 13. Adar, dem Tag, den Haman für die Vernichtung der Juden bestimmt hatte, viele Kämpfe zwischen den Juden und den Haman-Anhängern gab. Doch der folgende Tag, der 14. Adar, wurde ein Fest und Freudentag, an dem die Juden ihren Sieg über die Feinde feiern durften. In der alten ummauerten Hauptstadt Schuschan, in der die Kämpfe zwei Tage andauerten, fand das Siegesfest am 15. Adar statt. Mordechai und Esther setzten fest, dass diese Tage Jahr für Jahr als Purim-Fest begangen werden sollten – am 14. Adar in allen Orten und am 15. Adar in den Städten, die damals eine Mauer besaßen.





Ein Revolutionär – kein Fundamentalist!

Mordechai Hajehudi, jüdischer Mut und Purim

Aufgrund der jüdischen Geschichte, zu der auch die 2000 Jahre im Galut (Exil) gehören, fühlten wir uns schon immer in den fremden Gesellschaften als Betroffene. Im besten Fall als „Gäste“ angesehen und nicht als Bewohner des Landes anerkannt, wurden wir oft benachteiligt, hatten aber nicht genug Selbständigkeit, um uns zu organisieren und schützen zu können. Doch Mordechai Hajehudi, der Jude Mordechai, der uns als der Onkel von Königin Esther bekannt ist, hat im persischen Schuschan, Achaschweroschs Hauptstadt, etwas vollbracht, das einer Revolution gleicht.

Überall auf der Welt stellt man sich mittlerweile die Frage, ob die Religionen den Krieg verursachen oder umgekehrt den Frieden bringen können. Die Frage ist vielleicht gerecht. Viele Vertreter der Weltreligionen haben leider Kriege mit den Anhängern anderer Religionen geführt. Die Kreuzzüge sind nur eins der vielen Beispiele für einen Krieg im Namen der Religion. Auch der Wunsch von Islamisten, die Welt zu islamisieren, ist auf ihr religiöses Verständnis zurückzuführen, nach dem die ganze Welt gestaltet werden muss, weil es aus ihrer religiösen Sicht gut ist und angeblich dem Wunsch G“ttes entsprechen soll.

Religiöse Führungskräfte sind oft imstande, Menschen zu überzeugen und von ihren Ideen zu begeistern, und somit auf die Politik Einfluss zu nehmen. Es handelt sich um Wähler und Stimmen, aber vor allem geht es um die Durchsetzung von Ideen durch treue Gläubige, die in ihrem Anführer den Träger des Wortes G“ttes sehen. Je friedlicher der Anführer und seine Religion ist, umso einfacher ist es, mit ihm auf gutem Wege die religiöse Idee innerhalb der weltlichen Strukturen zu verbreiten, so dass beide Seiten davon profitieren können. Ist dies aber nicht der Fall, kann es manchmal zu schweren Auseinandersetzungen und zu gegenseitigem Misstrauen führen.

Religionen sprechen oft über Frieden und über zwischenmenschliche Beziehungen.

Es geht nicht nur um G“tt, sondern auch um die Menschen und ihr Verhalten zueinander. Liebe und Wohltätigkeit gehören zum religiösen Wortschatz und müssen zum friedlichen und unterstützenden Miteinander der Menschen führen. Ja, heute ist uns bekannt, dass Versuche mancher religiöser Gemeinschaften, Frieden zu stiften, mal von mehr, mal von weniger Erfolg gekrönt waren.

Aufgrund der jüdischen Geschichte, zu der auch die 2000 Jahre im Galut (Exil) gehören, fühlten wir uns schon immer in den fremden Gesellschaften als Betroffene. Im besten Fall als „Gäste“ angesehen und nicht als Bewohner des Landes anerkannt, wurden wir oft benachteiligt, hatten aber nicht genug Selbständigkeit, um uns organisieren und schützen zu können. Doch Mordechai Hajehudi, der Jude Mordechai, der uns als der Onkel von Königin Esther bekannt ist, hat im persischen Schuschan, Achaschweroschs Hauptstadt, etwas vollbracht, das einer Revolution glich und das bis heute harte Diskussionen hervorruft.

Haman, einer, wenn sogar nicht der wichtigste Minister von Achaschwerosch, forderte alle Menschen auf, sich vor ihm zu verbeugen. Aber Mordechai tat es nicht. Haman wurde vom König mit viel Macht ausgestattet und konnte den Menschen befehlen, wie sie sich zu verhalten hatten. Seine Befehle waren denen des Königs gleichwertig. So schien es, dass Mordechai die Anweisungen des Königs nicht



akzeptierte und respektierte, indem er Hamans Befehl ignorierte.

Auf den ersten Blick scheint Mordechai sehr fundamentalistisch gehandelt zu haben. Er war bereit, sich für seine Glaubensprinzipien in Gefahr zu bringen. Aber nicht nur sich selbst. Mordechai erklärte allen, dass er nicht aus Eitelkeit sich weigerte, sich zu verbeugen. Sonst wäre er schon längst bereit, vor Haman niederzuknien. Seine Entscheidung war religiös begründet. Er legte seine Motivation offen: Als jüdischer Gläubiger darf er sich vor Haman aufgrund des Widerspruchs zu unserem Glaubensverständnis und den Regeln nicht verbeugen. Auch der Midrasch sieht ein, dass solch ein gefährliches Verhalten von Mordechai eine Erklärung benötigt, und sagt, dass wenn auch Haman die Erlaubnis Ahaschweroschs hatte, Mordechai es nicht tun konnte, weil auf Hamans Herz ein Bild von Götzen eingraviert war. Haman war ein Götzendiener. Das dürfte uns die Motivation von Mordechai erklären.

Jedoch spitzt das Ende der Geschichte

die Diskussion über Mordechais Entscheidung noch mehr zu. Einerseits – ein Happy End! Was könnte besser sein? Es war, als ob Mordechai mit seinem Verhalten gegen Haman eine wahrhafte Revolution zustande brachte. Doch andererseits wirft sein Verhalten Fragen auf. Soll es uns motivieren, eine klare Linie des eventuell fundamentalen religiösen Verhaltens in der Öffentlichkeit zu ziehen, wenn es auch unser Leben in Gefahr bringt? Oder sollen wir doch wegen einer Gefahr auf bestimmte religiöse Erwartungen verzichten?

Rein religiös gesehen hat sich Mordechai richtig verhalten. Götzendienst ist verboten. Das kommt unter dem Begriff von Jehareg weal Jaawor. Es sind drei Taten, mit denen die Religion nicht existieren kann: Götzendienst, Mord und Inzest sind laut den jüdischen Quellen ein Tabu. Das heißt, dass in bestimmten Fällen der Mensch nicht zwischen dem Willen zum Leben und diesen Verboten entscheiden darf. Man darf keinem anderen G“tt dienen, man darf sein eigenes Leben dem Leben anderer Menschen

nicht bevorzugen, und man darf die moralische Grundlage der Familie nicht verletzen.

War Mordechai ein Fundamentalist? Jede Revolution beginnt mit Klarheiten und fundamentalistischen Ideen und Wünschen. So scheint es uns zu sein. Der Revolutionär versucht etwas durchzusetzen, was uns fremd ist. Wir sind nicht an seine Denkweise gewöhnt. Unser Lebensstil und unsere Lebensgewohnheiten, egal ob sie gut und richtig sind oder nicht, sind ganz anders als seine.

Mordechai ist kein Fundamentalist. Er versuchte, das Recht auf die Religionsfreiheit zu bewahren. Er war stark genug, um nicht unterdrückt zu werden. Mordechai hatte nicht vor, die nicht jüdische Gesellschaft zu beeinflussen. Ganz im Gegenteil: Sein Verhalten war lediglich gegen ihre fundamentalistischen Versuche gerichtet, das Judentum verändern zu wollen.

Mordechai wurde auch die Veränderung innerhalb der Jüdischen Gesellschaft durch die Integrationsprozesse der Juden klar. Er merkte, dass es dabei nicht nur um die Fragen wie das Einhalten von Kaschrut oder Arbeit am Schabbat ging. Vielmehr betraf es und betrifft nach wie vor die Glaubensprinzipien des Judentums. Darauf reagierte Mordechai Hajehudi deutlich und stark, auch wenn ihm natürlich bewusst war, dass er die Juden selbst in Gefahr brachte.

Die gesamte Person und Biographie von Mordechai passen auf keinen Fall zum Bild eines Fundamentalisten. Er nahm von Anfang an eine wichtige Position am Hof des Königs ein. Und auch nach der Rettung der Juden blieb er ein kooperativer Mensch, der den Zwecken des Königreichs diente. Er war ein jüdischer Revolutionär – kein Fundamentalist!



Jüdisch-Christliche Beziehungen – Sackgasse oder Neubeginn?

Der 500. Geburtstag der Reformation im vergangenen Jahr wurde von Offenheit und Ökumene geprägt. Noch nie zuvor wurde in Deutschland auf derart hohem Niveau über protestantische Judenfeindschaft gesprochen, geforscht und geschrieben. Zum Jubiläum beschäftigen sich eine Vielzahl von wissenschaftlichen Symposien, Vorträgen und Ausstellungen mit Luthers feindlichem Verhältnis zum Judentum und dessen Auswirkungen auf die deutsche Geschichte. Doch trotz der intensiven Aufarbeitung, bleibt nach wie vor die Frage, ob die Neuverortung des komplexen Verhältnisses der Kirche zum Judentum wirklich gelingen kann? Und auch für die Jüdische Gemeinschaft in Deutschland stellt sich die Frage, ob es nach den positiven Signalen der Annäherung der Kirchen nicht auch für uns langsam an der Zeit wäre, nach einer neuen Positionsbestimmung im Verhältnis zum Christentum im 21. Jahrhundert zu suchen?

WENN DER JUDE LACHT

Kennen Sie den Witz: Ein Rabbi, ein Priester und ein Pfarrer...?

Es ist schon erstaunlich, wie viele Witze es gibt, die von Juden und Christen handeln, wenn man das Verhältnis dieser beiden Religionen in den letzten gut 2000 Jahren näher betrachtet.

Denn zu Lachen gab es da eigentlich recht wenig. Vor allem für uns Juden. Auf der anderen Seite ist es nicht das erste Mal, dass wir eine bedrückende, schmerzhaft, kalte Wirklichkeit durch ein paar gute Witze aufzuwiegen versuchen. Manche bezeichnen es als Galgenhumor. Andere als tief verwurzelten Optimismus, der selbst die grässlichste Realität durch eine Prise Humor erträglich macht.

Fest steht jedenfalls, dass gerade das uralte Verhältnis von Juden und Christen

jede Menge Humor benötigt, um nicht in einem Meer jüdischer Tränen ertränkt zu werden. Deshalb ist es auch kein Wunder, dass die ersten Assoziationen, die einem Juden bei diesem Thema einfallen, nicht allzu erbaulich sind: Mission, Verfolgung, Entrechtung, Kreuzzüge, Zwangstaufen und so weiter und so weiter.

NUR EIN WECHSELSPIEL?

Gleichzeitig gibt es eine Reihe enger Verbindungen – und zwar sowohl historischer, wie religiöser Art – die es uns nahezu unmöglich machen, voneinander zu lassen. Schließlich lässt sich das Christentum ohne das Judentum nicht denken. Und wenn wir ehrlich sind, müssen wir zugestehen, dass auch viele Entwicklungen des Judentums sich nur im Wechselspiel mit dem Christentum verstehen lassen.

Im letzten Jahr etwa feierte die Evangelische Kirche

Der Reformator ist blind
Foto: Alexander Baumbach (Mitteldeutsche Zeitung)



Deutschlands ein Jubiläum besonderer Art: 500 Jahre Reformation. Damit verband sie – aufgrund ihrer eigenen dunklen Geschichte und der antijüdischen Hasstiraden ihres Gründervaters Martin Luther – eine intensive Aufarbeitung und den Versuch einer vorsichtigen Neuverortung. Speziell mit Blick auf die Lehren des Reformators. Einen ähnlichen Wandel hat die Katholische Kirche vollzogen, womit beide Kirchen maßgebliche Signale an die jüdische Gemeinschaft gerichtet haben, die eine Antwort erforderlich machten.

Auch deshalb ist es langsam an der Zeit, eine eigene Positionsbestimmung im Verhältnis zu Kirche und Christentum im 21. Jahrhundert vorzunehmen.

INTERAKTION STATT ENKLAVE!

Wo also stehen wir Juden mit Blick auf die beiden großen christlichen Kirchen? Bleiben wir auf Dis-

tanz? Oder ist es an der Zeit, einige Schritte auf den anderen zuzugehen? Deuten wir die katastrophalen historischen Erfahrungen der letzten 2000 Jahre also als Einbahnstraße oder sind wir bereit, einen Neuanfang zu wagen?

Ganz so einfach sind diese Fragen natürlich nicht zu beantworten. Denn nur allzu oft haben wir Juden in unserer leidvollen Geschichte auf die Vernunft der anderen gesetzt. Auf die Empathie des Nächsten. Auf das Ziel, miteinander - zumindest aber nebeneinander - eine bessere Welt zu schaffen, in der Gerechtigkeit und Moral zu regieren. Und zu oft wurden wir enttäuscht. Von anderen Völkern, herrschenden Kulturen, konkurrierenden Religionen und nicht zuletzt von sich selbst. Wenn uns die Geschichte also bisher eines gelehrt hat, dann ist es, dass wir das Unvorhersehbare stets vorhersehen müssen.

Die Folge darf aber keine Abkehr von der Welt, keine Einkehr in die eigene Gemeinschaft sein. Ganz im Gegenteil. Stattdessen braucht es eine mutige, aber gleichwohl sorgfältig abgewogene und wohlüberlegte Reaktion auf die Herausforderungen unserer Zeit.

Denn die Stärke des jüdischen Volkes beweist sich nicht in der Flucht in die eigenen Enklaven, seien sie nun religiös oder kulturell geprägt, sondern in der selbstbewussten Interaktion mit der nichtjüdischen Umwelt, mit anderen Kulturen und Religionen.

MARTIN LUTHER UND DER JUDENHASS

Und hier kommen die Kirchen ins Spiel. Denn natürlich ist das Verhältnis zwischen Juden und Christen nicht nur ideologisch belastet, sondern auch von dem Blut unzähliger jüdischer Opfer getränkt. Jahrhunderte lang war der Antijudaismus ein Kernelement

christlicher Theologie: Juden wurden als Kinder des Teufels betrachtet, als G“ttesmörder, als Brunnenvergifter, als Hostienschänder. Ihr G“tt wurde als rachsüchtig, grausam und unberechenbar gezeichnet. Ihre Bibel wurde als alt, als überholt, als überworfene begriffen.

Das jüdische Volk wurde als von G“tt verlassen, verflucht und verstockt herabgewürdigt.

In dieser Tradition stand schließlich auch Martin Luther, der Hauptprotagonist des Reformationsjubiläums, der durch seine 95 Thesen im Jahre 1517 den Startschuss für epochale Veränderungen in der Architektur Europas, der Kirchen und der Gesellschaft gegeben hat. Der durch seine radikale Kritik an der Kirche, ihrer Theologie und ihrer religiösen Praxis ein europäisches Erdbeben auslöste, dass schließlich in der Kirchenspaltung und in

verheerenden Religionskriegen gipfelte.

Vor allem aber war Luther ein glühender Christ, der die Juden unbedingt für das Christentum gewinnen wollte und mit abgrundtiefer Hass reagierte, als diese ihn abblitzen ließen. Dieser Hass gipfelte in der Schrift „Von den Juden und ihren Lügen“, in der er viele der barbarischen Forderungen vorwegnahm, die unter den Nationalsozialisten schließlich grausame Realität werden sollten.

Die Nazis jedenfalls wussten Luthers Forderungen für ihre Zwecke zu nutzen und konnten sich bei ihren judenfeindlichen Maßnahmen auf einen prominenten Leumund berufen.

Zugegeben: Luthers Positionen waren nicht eliminatorisch. Er hätte die Juden in dem Moment akzeptiert, in dem sie Christen geworden wären. Das ändert aber nichts daran, dass er maßgeblich daran mitgewirkt hat, den antijüdischen Boden zu bereiten, aus dem die Nazis später ihre menschenverachtenden Ideologien speisen konnten.

ANTIJUDAISMUS – WAS NUN?

Nun wäre es natürlich vollkommen abwegig zu glauben, dass es eine Annäherung von Juden und Christen geben könne, wenn sich die Kirchen nicht mit den eigenen Fehlern, dem eigenen Versagen, der

eigenen Schuld auseinandergesetzt hätten und dies auch weiterhin tun.

Dazu zählt nicht nur die Aufarbeitung kirchlicher Schuld seit der Frühzeit des Christentums und im Besonderen während der Zeit des Nationalsozialismus, sondern vor allem auch die Distanzierung und die Abkehr von kirchlichem Antijudaismus, von judenfeindlichen Stereotypen, antijüdischen Bildern und missionarischen Zielen.

Mit der Erklärung „Nostrae Aetate“ auf dem 2. Vatikanischen Konzil im Jahr 1965 etwa hat die Katholische Kirche anerkannt, dass der von ihr verbreitete und theologisch unterfütterte Antijudaismus zu Hassausbrüchen und Verfolgung der Juden geführt hat und sich selbst verpflichtet jeglichen Antisemitismus zu verhindern. Man schwor der Idee der Verwerfung der Juden durch G“tt ab, ohne allerdings den eigenen Exklusivitätsanspruch aufzugeben und das Verhältnis von Christentum und Judentum grundsätzlich zu klären.

Auch auf protestantischer Seite folgten vor allem seit den 1990er Jahren eine Reihe bahnbrechender Entwicklungen, die den Bund der Juden mit G“tt sowie die bleibende Erwählung des Volkes Israel bestätigen und wie es in dem jüngsten Beschluss der Evangelischen Kirche Deutschlands heißt:

der Judenmission abschwören.

DIE ERSTEN SCHRITTE

Die kritische Auseinandersetzung mit Luther, der ja immerhin als Taufpate und Gründervater des Protestantismus gelten kann, tat ihr übriges, um ein positives Signal zu senden.

Diese fand zwar spät statt. Sehr spät sogar. Und erst mit Blick auf das herannahende Reformationsjubiläum. Aber angesichts der Bedeutung Luthers und seiner Theologie für die Evangelische Kirche ist es vielleicht nachvollziehbar, dass man sich mit der Auseinandersetzung Zeit ließ. Denn wer holt schon gern seine eigenen Gründerväter vom Sockel? Außerdem müssen sich weder die Kirchen noch wir Juden etwas vormachen: Derartige Aufarbeitungen, Erklärungen, Prozesse werden Jahrzehnte brauchen, bis sie bis zur Basis durchdringen. Wenn das überhaupt jemals passiert. Dennoch sind wesentliche und bedeutsame Schritte der Kirchenführungen eingeleitet worden, die eine sehr weitgehende Abkehr früherer kirchlicher Positionen nahe legen.

Jedenfalls war eine Reaktion von jüdischer Seite überfällig. Und sie erfolgte auch: Im Jahr 2002 durch eine Erklärung liberaler amerikanischer Rabbiner mit dem Titel „Dabru emet“. Und im Jahr 2015 durch eine richtungsweisende Erklärung

internationaler orthodoxer Rabbiner mit dem Titel „Den Willen des Vaters im Himmel tun.“. 2017 folgte eine weitere Erklärung der orthodoxen Rabbinerkonferenzen Deutschlands, Europas und Amerikas, um gerade das Verhältnis zur Katholischen Kirche neu zu bewerten.

Um keine Missverständnisse aufkommen zu lassen: Es ging - zumindest bei den orthodoxen Erklärungen - nie darum, die eigene Religion aufzuweichen, den eigenen Wahrheitsanspruch zu relativieren, die Unterschiede zu verwischen.

Stattdessen geht es darum, die Entwicklungen der letzten Jahrzehnte anzuerkennen und sich den Herausforderungen unserer Zeit gemeinsam zu stellen.

JÜDISCHE HOFFNUNG

Denn machen wir uns nichts vor: Die zunehmende Säkularisierung der Gesellschaft, die fortschreitende Verächtlichmachung von Religionen und ihren Traditionen und die Individualisierung sowie die Relativierung moralischer Werte sind Herausforderungen, die Juden so sehr betreffen wie Christen. Sicher: Wir könnten auch so weitermachen wie bisher. Als Einzelkämpfer. Und wir hätten mit Blick auf die Geschichte der letzten 2000 Jahre gute Gründe. Doch gleichzeitig leben wir Juden von und durch die Hoffnung. Von der Hoffnung auf bessere

Zeiten. Von der Hoffnung darauf, dass Menschen sich ändern können. Auch nach tausenden von Jahren. Von der Hoffnung, dass das Heute besser wird, als das Gestern. Und das Morgen besser als das Heute.

Ohne Verbündete, ohne Gleichgesinnte, ohne Partner werden wir allerdings weder die gegenwärtigen und künftigen Herausforderungen meistern, noch unserem ureigenen Auftrag nachkommen können: Den ethischen Monotheismus in die Welt zu tragen.

DIE WELT REPARIEREN

Wir waren schon immer ein kleines Volk, zumindest zahlenmäßig. Stolz, hartnäckig und außergewöhnlich zwar, aber dennoch klein. Zu klein jedenfalls, um unseren Job allein zu erledigen: Die Welt unter der Herrschaft Gottes zu verbessern, zu heilen, zu reparieren. Und wer, wenn nicht Christen, die mit uns nicht nur denselben Gott, sondern auch einen Wertekanon teilen, wären dafür besser geeignet? Denn wenn wir ehrlich sind waren Christen - und im Übrigen auch Muslime – in der Vergangenheit wesentlich erfolgreicher darin, die Idee des Monotheismus unter den Menschen zu verbreiten, als wir Juden.

Es ist daher nicht nur angemessen, sondern sogar dringend nötig, uns dem Heute und dem Morgen gemeinsam zu stellen. Unsere ge-

meinsamen Werte zu betonen, ohne die Unterschiede zu verschweigen.

Die christlichen Kirchen haben ihre Hände gereicht. Nun ist es an uns, diese Hände zu ergreifen und eine neue Zeit einzuläuten.

Heraus aus der Sackgasse. Hin zu einem Neubeginn. In dem Bewusstsein dessen, was uns eint und in respektvoller Anerkennung aller unüberbrückbaren Unterschiede. Ob es diesmal gut geht, weiß heute noch niemand. Aber die Zeichen

deuten in die richtige Richtung. Und die Hoffnung war uns stets ein treuer Begleiter.



**Es ist nicht nur angemessen,
sondern sogar dringend nötig, uns dem
Heute und dem Morgen gemeinsam zu
stellen. Unsere gemeinsamen Werte zu
betonen, ohne die Unterschiede zu
verschweigen**



“
face to
face
„Unser Weg
ist der Dialog
—
und unser
Ziel ist der
Dialog!“

*Das Gemeindemagazin des
BtJ im Gespräch mit dem
Rabbiner Yechiel Brukner, dem
Gesandten der Organisation
Torah MiTzion in München*

Geboren in der Schweiz, ging Rabbiner Brukner zusammen mit seiner Frau Sarah vor mehr als 30 Jahren nach Israel. Beide – Nachfahren von Holocaustüberlebenden – setzten sich zum Ziel, ihren Beitrag zur Bremsung der Assimilation in Europa zu leisten, insbesondere durch Stärkung des jüdischen Bewusstseins und der jüdischen Identität im jüdischen Volk. Nach Studien an den Hochschulen in der Schweiz und in Israel wurde Yechiel Brukner als Rabbiner ordiniert. 2008, als Jechiel Biber, der Initiator und Gründer der Filiale von Torah MiTzion in Deutschland, ihn nach München brachte, wurden ihm die Dimensionen der Bedürfnisse nach Wissen und Erfahrung von gelebtem, modern-orthodoxem Judentum vor allem bei Jugendlichen hierzulande klar. Zusammen mit der Pionier-Equipe im Gründungsjahr der Organisation baute er in München ein Lernzentrum für lebendiges und bewusstes Judentum auf. Rabbiner Brukner ist zurzeit mit seiner Frau Sarah wieder in München als Gesandter tätig. Mit dem Gemeindemagazin des BtJ sprach er über das nahende 10-jährige Jubiläum von Thora MiTzion, über die Herausforderungen, neue und wirkungsvolle Bildungsprojekte überall in Deutschland zu initiieren sowie darüber, wie wichtig das für jeden von uns ist, unsere jüdische Identität in der modernen Gesellschaft leben zu können.

Herr Rabbiner, Sie gelten als ein moderner Rabbiner, der immer weiß, aktuelle Themen auf eine spannende Art im jüdischen Licht erscheinen zu lassen...

(lacht) Na sicher! Man findet im Talmud immer irgendein schönes Beispiel, womit man einem Juden heutzutage helfen kann. Und ich gehe immer auf die Menschen zu: Ich höre ih-

nen zu, ich will wissen, was sie umtreibt, was sie fühlen, denken. Und vor allem, was ich tun kann, um für sie da zu sein, wenn sie mich brauchen.

Werten basierte Weltanschauung zu vertiefen, nur gewachsen ist. Wir in der Torah MiTzion arbeiten Hand in Hand zusammen, um unseren Aufgaben diesbezüglich gerecht zu werden. Zu unserem Team zählen zurzeit sieben Gesandte, die an mehreren Orten in Deutschland aktiv sind. Wir führen täglich Lernprogramme durch, veranstalten spezielle Ferienaktivitäten, Mahlzeiten, Schabbatonim.

Woche mit einem 9-jährigen Jungen Torah zu lernen begonnen, und ich lerne auch mit Menschen, die über 80 Jahre alt sind. Jeder Jude, der Interesse hat, seine Verbindung mit dem Judentum zu erweitern und zu stärken, gehört zu meiner Zielgruppe – ob er alt ist oder jung, religiös oder nicht, spielt für mich keine Rolle. Jeder ist bei mir zum Chawruta-Lernen willkommen. Zurzeit habe ich übri-

der Dialog. Und der Weg, das Judentum zu erfahren, ist auch der Dialog. Zumal wenn man es lebendig erfahren will, dann sollte man mit einander reden. Im Lernen von face to face liegt das Geheimnis der Weitergabe des Judentums.

Was bedeutet das für Sie im Einzelnen?

Das bedeutet ein Ansprechpartner für alle Menschen

[Unsere Weisen haben doch nicht umsonst gesagt:
„Entweder zusammen im Dialog lernen, oder sterben“ .]

War dies Ihr persönliches Anliegen, als Sie vor fast zehn Jahren zum ersten Mal als Gesandter der Torah MiTzion nach München kamen?

Gewiss. Torah MiTzion ist ja dafür da, den jüdischen Menschen zu helfen, ihre Identität zu leben. Und dafür muss man ganz genau wissen, was jeder Einzelne braucht. Ich muss allerdings sagen, dass ich nun mit großer Genugtuung feststelle, dass sich seit meiner Rückkehr nach Israel vor vier Jahren die Motivation der jüdischen Bevölkerung, ihre jüdische Bildung zu erweitern und die auf jüdischen

Es gibt spezielle Programme für Schüler, für Frauen, es gibt sogar eine lokale Bnei-Akiva-Filiale. Es ist viel Arbeit, wie Sie sehen! Aber das alles würden wir allein, ohne die enge und sehr produktive Kooperation mit den anderen jüdischen Organisationen kaum bewerkstelligen. Wir arbeiten eng mit den Gemeinden zusammen – stellvertretend sei der Bayerische Landesverband der Israelitischen Kultusgemeinden (Bayern) genannt, mit dem BtJ, der Morasha Germany, der Janusz Korczak Akademie und anderen Partnern.

Gehören die jüdischen Studierenden zu Ihrer Zielgruppe?

Auch, aber nicht nur! Meine Zielgruppe ist altersmäßig überhaupt nicht begrenzt. Ich habe in dieser

gens 20 Chawruta-Lernen pro Woche.

Das Chawruta-Lernen ist das Lernen zu zweit, nicht wahr? Wie finden Sie in Ihrem vollen Terminkalender noch Zeit mit zwanzig Menschen einzeln zu lernen?

Aber gerade dafür muss man Zeit finden! Obwohl wir zurzeit an unterschiedlichen Programmen arbeiten, ist das Chawruta-Lernen unser größtes Projekt. Denn wissen Sie, was einer der wichtigsten Fundamente der Weitergabe des Judentums ist? Das Chawruta-Lernen! Unsere Weisen haben doch nicht umsonst gesagt: „Entweder zusammen im Dialog lernen, oder sterben“. Das hört sich zwar extrem an, aber der Kern ist absolut wahr. Der Weg, das Judentum zu verbreiten, ist

zu sein, die über Judentum etwas lernen und ihre jüdische Identität stärken wollen. Für ALLE, und zwar so individuell wie möglich. Jeder Mensch ist ein Unikat. Von Wiederholung darf hier nicht die Rede sein! Ich versuche mich auf die Bedürfnisse jedes Einzelnen einzustellen und das zu geben, was ich geben kann. Was ich habe, gebe ich! Aber wissen Sie was? Ich lerne dabei am meisten! Weil jede Frage, mit der ich konfrontiert werde, fordert mich jedes Mal aufs Neue heraus. Ich mache eine Kreuzfahrt im Meer des Talmuds, um dann irgendwo an einer Stelle zu landen, an die ich früher nie gedacht hatte...

Wie kommen die jüdischen Menschen an Sie heran?

Über unterschiedliche Veranstaltungen, bei denen wir uns kennenlernen, über gemeinsame Projekte mit Morasha Germany zum Beispiel, über Gemeinden und Synagogen, über die Schabbatonim von BtJ, aber auch über Facebook und Social-media.

Sie nutzen viel die modernen Technologien, die Medien vor allem. Ist der technologische Fortschritt Segen oder Unheil für das Judentum?

Das ist in erster Linie ein Mittel, um das jüdische Wissen zu verbreiten. Wenn wir beispielsweise interaktive Shiurim auf lilmod.org

„Das Geheimnis des Gebets“, wie diese Art aktiven Lernens das jüdische Bewusstsein der Menschen stärkt.

Sie sind hierher gekommen, um den Juden zu helfen, ihr jüdisches Bewusstsein zu stärken und zu leben. Aber wie fühlen Sie sich selbst als Jude in Deutschland?

Mein Vater hat den deutschen Boden als KZ-ler auf dem Weg von Polen nach Buchenwald betreten. Und ich muss zugeben, dass ich mich eines gewissen Unbehagens darüber, dass ich jetzt auf diesem Boden bin, nicht verwehren kann. Die-

Und das macht Sie zufrieden?

Das macht mich glücklich! Weil ich davon überzeugt bin, hier meine Aufgabe zu erfüllen.

Die jüdischen Gemeinden in Deutschland versuchen es heutzutage, das traditionelle Judentum und die Weltoffenheit mit einander zu verbinden. Auch der BtJ sieht als seine Aufgabe, diesen Spagat zwischen dem religiösen jüdischen Leben und der modernen Gesellschaft zu bewältigen. Wie sehen Sie die Entwicklung des jüdischen Lebens in Deutschland?

und Events, die für junge jüdische Menschen organisiert werden und die ihnen die Möglichkeit bieten, sich sozial zu vernetzen. Dann kommen die kognitiven und empirischen Kanäle ins Spiel. Das Kognitive ist das Lernen, was für einen Juden zur Bildungs- und Weiterbildung seiner Identität gehört. Und unter dem Empirischen ist in erster Linie das aktive Erleben des Judentums gemeint. Um als Jude zu leben, muss man sein Judentum auf eine ganz lebendige Art und Weise praktizieren können! Die Schabbatonim sind in dieser Sache eine große Stütze. Und der vierte Kanal, über den die jungen Menschen ihr nationales Bewusstsein,

Seit ich meine Frau kenne – genau genommen seit 34 Jahren, steht sie mir bei JEDER Anstrengung zur Seite, die ich unternehme, um für die jüdischen Menschen da zu sein.

oder btjmatch.de anbieten, dann tun wir nichts anderes, als in den Dialog treten und – im Dialog bleiben! Die Technologie hat in den letzten 100 Jahren unser Leben grundlegend verändert. Ohne sie wäre der moderne Begriff des Wissens nicht mehr denkbar. Und wir reagieren darauf positiv und nutzen diese Entwicklung, um an die Menschen heranzukommen und mit ihnen zu lernen. Ich weiß aus meinen eigenen Erfahrungen mit den interaktiven Shiurim über die „Einfüh-

ses Gefühl lässt sich nicht einfach „abschalten“. Doch es gibt auch eine andere Empfindung, wenn Sie schon das Thema Gefühle ansprechen. Ich fühle mich in Deutschland sehr gebraucht! Ich beherrsche die Sprache, die die deutschen Juden sprechen, ich kenne und schätze die Kultur dieses Landes, ich kenne mich auch mit der Mentalität und den Sitten gut aus, so dass ich problemlos in den Dialog mit den deutschen Juden treten und direkt zu ihren Seelen sprechen kann.

Ich würde von einem Konzept für die Allgemeinheit absehen. Jeder Jude muss für sich selbst entscheiden, wie er als Jude in Deutschland lebt. Unsere Aufgabe ist es, ihm die Türe zu öffnen, genauer genommen vier wichtige Kanäle frei zu schalten, über die er mit dem Judentum in Berührung kommen und es in seine Umwelt integrieren kann. Der Rest hängt von jedem Einzelnen ab. Welche vier Kanäle meine ich nun? Zunächst einmal die gesellschaftlichen Aktivitäten

ein Teil des jüdischen Volkes zu sein, stärken können, ist die enge Verbindung zu Israel. Sei es durch die Reisen nach Israel, durch gegenseitige Besuche oder gemeinsame Projekte. Wenn man will, kann man die jüdische Tradition mit modernem Leben verbinden – man muss es nur wollen!

Sie haben einmal über Ihre Frau gesagt, Sie wären von ihr schon mehr als 30 Jahre begeistert. Ich hatte die Ehre, Ihre Frau als Dozentin in ei-



Foto: Heinrich Kolb

nem JewTED-Talk bei einem BtJ-Schabbaton live zu erleben. Sie sprach über die „Verzwickten Beziehungskonstellationen“ im Judentum, und es war ein prägendes und sehr anschauliches Erlebnis. Wie wichtig ist die Rolle der Rebbezzin Sarah Brukner für Sie?

Seit ich meine Frau kenne – genau genommen seit 34 Jahren, steht sie mir bei JEDER Anstrengung zur Seite, die ich unternehme, um für die jüdischen Men-

schen da zu sein. Egal, wo wir beide gerade sind – von Zürich, über Jerusalem und Afula bis hin zu München – ist sie mir eine Stütze bei allen Dingen, die mit der jüdischen Gemeinschaft zu tun haben. Die eigenen Ambitionen steckt sie dabei zugunsten unserer gemeinsamen Mission zurück.

Was ist das Schwierigste für Sie in Ihrer Mission als Gesandter?

Der Verzicht auf unser Familienparadies in Israel. Wissen Sie, unsere ganze

Familie ist dort, die Kinder und Enkelkinder. Sie vermissen uns auch, aber andererseits verstehen sie sehr gut, dass das, was wir hier tun, für die jüdische Gemeinschaft wichtig ist. Und natürlich vermissen meine Frau und ich Erez Israel. Doch es gibt auch Tage, an denen wir das Gefühl haben, hier in München ein Stück Zuhause zu erleben, besonders an solchen Tagen, wenn wir gemeinsam mit der Jüdischen Kultusgemeinde München den Tag der Wiedervereinigung Jerusalems am „Jom

Jerushalaim“ feiern. Oder wenn wir uns gemeinsam an die verletzten Soldaten und die Betroffenen von den Terroranschlägen am „Jom HaSikaron“, dem Tag der Würdigung, erinnern. Diese beiden Tage gehören bereits seit der Gründung der Thora MiTzion zu den Festtagen im Jüdischen Kalender der JKG. Wir sind sehr stolz darauf, und wir fühlen uns am richtigen Platz und am richtigen Ort, für das Judentum in Deutschland einen Beitrag leisten zu können.

„Wer nicht an Wunder glaubt, ist kein Realist“

Zurück zu den Wurzeln oder der Weg zu unserem Judentum



Manchmal ist es gut, kurz stehenzubleiben und sich zu fragen, wie man zu der Person geworden ist, die man heute ist. So auch Viktoria Sheinina (21) aus Dortmund und Nelli Rubinshteyn (22) aus Berlin, zwei junge, aktive jüdische Studentinnen, deren Leben zu einem bedeutenden Teil vom Judentum geprägt ist, bleiben kurz stehen und blicken auf ihren Weg zum Judentum zurück.

VOR DEM TREFFEN

Als Kinder aus der ehemaligen Sowjetunion haben wir nicht gerade viel mit dem Judentum verbunden. Dennoch schwang das Jüdische paradoxerweise allgegenwärtig im Hintergrund aller unserer Handlungen mit.

Während sich Nellis Familie im Oktober des Jahres 2002 zur Auswanderung nach Deutschland aus der russischen, an der Wolga gelegenen Stadt Saratov entschloss, wanderte Viktoria im Jahre 2004 mit ihrer Familie aus der ukrainischen Hauptstadt Kiev ins Land von Schiller und Goethe aus. Nach den ersten Schockmomenten in Ausländerheimen und den darauffolgenden Versuchen unserer Familien, sich in der neuen Heimat zurechtzufinden und ein neues Leben aufzubauen, zogen wir, ganz unabhängig und nichts voneinander wissend, in das sogenannte Kalifornien von Baden-Württemberg – die an der französischen Grenze gelegene Stadt Karlsruhe.

Dort begann unsere gemeinsame Geschichte im Jahre 2004. Bei einem erneuten Versuch unserer Eltern, Anschluss zu den vielen anderen jüdischen Einwanderern aus der ehemaligen Sowjetunion zu knüpfen, begegneten wir uns auf einem russischen Musikkonzert. Während

unsere Eltern voller Nostalgie das Geschehen genossen, war das Konzert für uns Kinder im Alter von acht und neun Jahren keine Sensation, woraufhin wir zum Spielen im Hinterzimmer verbannt wurden. Aus Langweile waren wir gezwungen uns kennenzulernen, worauf eigentlich niemand richtig Lust hatte, denn auch wir hatten verschiedene Hintergrundgeschichten hinter uns.

NELLI UND DIE CHANUKKA-PARTY

In Russland geboren und aufgewachsen wurde mir, wie es bei jüdischen Familien angebracht ist, am achten Tag nach der Geburt ein jüdischer Name vergeben. Auf diesen waren meine Eltern – und mittlerweile auch ich – unglaublich stolz. Mein Vater interessierte sich in seinen jungen Jahren sehr für das Judentum und hatte einige Zeit darüber nachgedacht Rabbiner zu werden. Wie es in den 80er-90er Jahren in der Sowjetunion der Fall war, schien dieses Vorhaben nicht ungefährlich, woraufhin ihm von der ganzen Familie davon abgeraten wurde, um es nett auszudrücken. Als Jude hatte man noch immer viele Nachteile, mal mehr und mal weniger offensichtlich, dennoch unbestreitbar in allen Bereichen des Lebens vorhanden. So entschied sich mein Vater doch für ein Physikstudium,

um, um meiner kleinen Schwester und mir ein sicheres Leben zu gewährleisten, das Interesse am Judentum blieb jedoch bestehen.

So lernten sich meine Eltern auf einer Chanukka-Party kennen und die Religion war immer präsent in unserer Familie, auch wenn nur traditionell. Im Gegensatz zu meiner nun besten Freundin Viktoria wusste ich aus diesem Grund, dass ich jüdisch war und wuchs auch mit einem sehr starken und zweifelsfreien Glauben an G'tt auf. Gefeierte wurden jedoch nur die großen Feste. An diesen wurde die Gemeinde aufgesucht und gemeinsam getanzt, gesungen und gegessen. Wie man jedoch Shabbes hält, was Kashrut bedeutet und was genau Juden waren, blieb mir damals unverständlich und ich fragte nicht nach, doch besonders mit dem Umzug nach Deutschland merkte ich, dass wir irgendwie anders waren und mit der Mitgliedschaft in der Karlsruher Kultusgemeinde verstärkte sich mein Gefühl etwas Besonderes an mir zu haben, was mich ausmachte und prägte.

VIKTORIA UND DIE SIAMESISCHE KATZE

Geboren in Kiev verbrachte ich dort die ersten acht Jahre meines Lebens. Gemeinsam mit meinem älteren Bruder und unseren Eltern lebte ich nach ukrainischen

Mein Vater interessierte sich in seinen jungen Jahren sehr für das Judentum und hatte einige Zeit darüber nachgedacht Rabbiner zu werden.

Von morgens bis abends waren wir draußen unterwegs. Damals hatte ich keine Ahnung vom Judentum, ich wusste nicht mal, dass ich jüdisch bin.

Standards in einer kleinen Zweizimmerwohnung. Unsere siamesische Katze stellte für uns Kinder das Highlight dar. Bis zur Auswanderung besuchte ich den Kindergarten und beendete sogar die erste Klasse in meinem Heimatland. Wie man heute oftmals von älteren Personen zu hören bekommt, war früher alles besser: Da wir keine Handys oder sonstige modernen elektronischen Geräte besaßen, bestand mein Leben überwiegend aus dem gemeinsamen Spielen mit meinen zwei besten Freunden aus der Nachbarschaft. Von morgens bis abends waren wir draußen unterwegs. Damals hatte ich keine Ahnung vom Judentum, ich wusste nicht mal, dass ich jüdisch bin. An Pessach gab es Mazza, das wusste ich und nahm es als eine Selbstverständlichkeit an. Dies war aber auch das Einzige.

Auch was eine Auswanderung, ein fremdes Land und eine neue Sprache sind, war mir nicht bewusst und schien unvorstellbar zu sein. Heute weiß ich, dass es manchmal besser ist, weniger zu wissen – ganz besonders als Kind, denn mir fiel der ganze Emigrationsprozess nämlich deutlich leichter als meinem damals 14-jährigem Bruder, der alle Freunde und sein früheres „Leben“ zurücklassen musste. Was es für unsere Eltern bedeutet, kann ich deswegen nur erahnen, dennoch

niemals vollständig nachvollziehen können.

NACH DEM TREFFEN

Nun lernten wir uns auf dem Konzert kennen und somit auch unsere Eltern. Wie es im jüdisch-sowjetischen Elternhaus üblich ist, mussten auch wir überall sehr gut sein und natürlich mindestens eine Sportart betreiben und Instrumente spielen können. Dies war die Ursache für eine vollgepackte Woche, gefüllt mit Kunstkursen, sämtlichen Tanzarten, Leichtathletik, Musikunterricht und Tennis. Zudem mussten wir auch in die jüdische Gemeinschaft eingegliedert werden und neue Freunde finden, sowie gute jüdische Jungen kennenlernen, damit auch für die Zukunft gesorgt ist. Somit besuchten wir das jüdische Jugendzentrum in Karlsruhe mit dem Namen Re'ut.

Dies wurde nun zur Basis unserer jüdischen Identität. Jeden Sonntag zwei Stunden volles Programm in der Synagoge, welches uns von den nichtjüdischen Kindern unterschied und uns mit der Zeit immer mehr Möglichkeiten bot. Wir begannen an Machanot – jüdischen Ferien camps - in Deutschland, Italien, Spanien und anderen Ländern teilzunehmen, jüdische Jugendliche aus der ganzen Welt kennenzulernen und uns immer mehr mit dem Judentum zu identifizieren. Unser

Bekanntenkreis erweiterte sich zunehmend, worauf wir heute dankbar zurückblicken. Zusätzlich kamen jüdische Feiertage hinzu, an denen die Synagogen gemeinsam mit der ganzen Familie aufgesucht wurden und wir als Kinder verschiedene Aufführungen – ob Tanz oder Theater- vorbereiteten und somit zu kleinen Stars inmitten unserer Gemeinde wurden.

Parallel dazu spielte besonders der jüdische Religionsunterricht, den wir über die Jahre bis hin zum Abitur wöchentlich aufsuchten, eine essentielle Rolle in unserer Entwicklung. Bereits nach dem ersten Besuch entschlossen wir uns als Kinder kein Schweinefleisch mehr zu essen und von Mal zu Mal tauchten wir immer mehr in das Judentum ein, was uns ständig begleitete. Es schien immer klarer und wir spürten, dass es das Unsere ist. Dabei lernten wir nicht nur viel über unsere Religion, sondern auch Hebräisch lesen und wurden ein Teil von etwas Großem. Etwas, was uns deutschlandweit und mit den Jahren durch zahlreiche Reiseoptionen auch weltweit mit den anderen Juden verband. Später machten wir beide auch unser Abitur in jüdischer Religion.

Als wir älter wurden, übernahmen wir das zuvor von uns aufgesuchte Jugendzentrum und wurden selbst zu

Madrichot (Jugendleitern). Hierzu machten wir eine Ausbildung der Zentralwohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland, wo wir weitere jüdische Jugendliche kennenlernten. Wir begannen für verschiedenste jüdische Organisationen zu arbeiten und zahlreiche Veranstaltungen zu organisieren. All unsere nichtjüdischen Freunde – von denen es zugegebenermaßen nicht allzu viele gab – beneideten uns ständig um die vielen Möglichkeiten, die uns das jüdische Leben offenbarte. Wenn wir nicht gerade auf Seminaren oder Workshops in verschiedensten Ecken Deutschlands unterwegs waren, so besuchten wir unsere neugewonnenen Freunde in anderen Städten oder organisierten gemeinsame Treffen. Kurz gesagt: es war immer etwas los!

DAS JUDENTUM LIVE!

Eine globale Änderung in unserem Leben geschah vor circa vier Jahren. Wir bekamen das Angebot bei dem zweiwöchigen Pessachseminar in Bad Sobernheim als Madrichot zu arbeiten und dort die religiösen Kinder zu betreuen. Diese zwei Wochen prägten uns unfassbar! Zum ersten Mal im Leben sahen wir das religiöse Judentum live in seiner vollen Pracht. Besonders beeindruckt waren wir von den Werten der Familien, die das Seminar aufsuchten. Es ging plötzlich um mehr als Geld, Spaß und materi-

elle Dinge. Die Familie und das eigene Haus standen an erster Stelle. Diese Menschen hatten andere Einstellungen und Sichtweisen auf die Welt, die nicht nur oberflächlich waren und mit denen wir uns viel mehr verbunden fühlten.

In diesen zwei Wochen versuchten wir – zum Teil auch aus Respekt – die jüdischen Gesetze einzuhalten, wozu auch Shabbes und Kashrut zählten. Daheim angekommen nahmen wir uns vor, es weiter zu versuchen. Obwohl unsere Eltern uns für „verrückt“ erklärten und davon überzeugt waren, dass es „nur eine Übergangsphase“ sei, die vergehen würde, blieben wir hartnäckig. So begannen wir zusätzlich zu lernen und uns immer mehr an die jüdischen Gesetze zu halten. Jeden Shabbes suchten wir die Synagoge auf, es wurde beinahe zu unserem zweiten Zuhause. Durch die Teilnahme an Seminaren der Lauder Foundation in Berlin bekamen wir die Möglichkeit nach New York zu fliegen und das amerikanische Judentum zu sehen. Durch Taglit–Birthright Israel konnten wir zum ersten Mal in unserem Leben Israel besuchen – ein Land, an welches wir denken, wenn es um unsere Heimat geht. Jährlich besuchen wir verschiedenste jüdische Veranstaltungen weltweit, das Angebot ist bewundernswert und wir sind so un-

gläublich glücklich, jüdisch zu sein.

UNSER WUNDER

Niemals auf der Welt würden wir mit jemandem tauschen wollen! Das Judentum ist ein essentieller Bestandteil unserer Persönlichkeiten. Auch unsere Familien, die mittlerweile akzeptiert haben, dass diese „Phase“ ein Dauerzustand bleiben wird, unterstützen uns bei all unseren Vorhaben, lernen selbst gerne dazu und machen vieles mit, was uns sehr stolz macht. Obwohl wir beide mittlerweile in verschiedene Städte gezogen sind, bleiben wir durch unsere Freundschaft von über dreizehn Jahren ständig verbunden.

Nach dem Studium wollen wir beide einige Zeit in Israel verbringen, um das Leben und die Kultur dort besser kennenzulernen. Was daraus im Endeffekt wird, werden wir sehen. Denn manchmal ist das Leben voller Überraschungen und wie David Ben Gurion so schön sagte: „Wer nicht an Wunder glaubt, ist kein Realist“.

Niemals auf der Welt würden wir mit jemandem tauschen wollen! Das Judentum ist ein essentieller Bestandteil unserer Persönlichkeiten.

Germany goes Shabbos!

Überwindung der Grenzen am Schabbat Lech Lecha

Rund 100 Teilnehmer aus ganz Deutschland sind vom 27. bis 29. Oktober 2017 in die niedersächsische Hauptstadt Hannover gekommen, um gemeinsam Schabbat Lech Lecha zu feiern sowie an einem weltweiten Shabbos-Project teilzunehmen, an dem sich mehr als eine Million Juden aus 1 300 Städten in 95 Ländern beteiligten. Allein in Deutschland gab es mehrere Challa-Bake-Events anlässlich des Shabbos Projects, die in Berlin, Duisburg, Hannover und Weiden stattfanden. Zu dem vom BTJ organisierten regionalen Schabbaton in Hannover kamen Studenten und junge Berufstätige, Singles und Familien zusammen. Keeping Shabbos together war das verbindende Motto an dem spannenden Wochenende. Das Gemeindemagazin des BTJ war dabei.

Tue, was DU tun kannst!

„Geh auf einander zu!“, ruft der amerikanische Ehrengast und Referent Ozzie Burnham ins Publikum. „Und sagt einander, in welchem Jahrhundert ihr am besten leben würdet!“ Die jungen Leute im Saal der Jüdischen Gemeinde in Hannover gehen zwar lächelnd, aber noch immer ein wenig schüchtern auf einander zu. „Und jetzt wechselt den Gesprächspartner und sagt ihm, welche Farbe ihre Lieblingsfarbe ist, und warum!“, fordert der charismatische Burnham die Teilnehmer auf. Am Ende der Veranstaltung sitzen die jungen Leute alle zusammen und unterhalten sich über Gott und die Welt. Die anfänglichen Kennenlern-Barrieren sind erfolgreich überwunden.

„Das ist doch der Sinn der Sache!“, sagt Ozzie Burn-

ham, der zusammen mit seiner Frau Rahel aus Washington nach Hannover kam, um im Zuge des weltweiten Shabbos Projects die jungen Leute aus Deutschland für das Judentum und insbesondere für den Schabbat zu begeistern. Er erzählt den Teilnehmern eine Geschichte, die er einst als Junge von seinem Vater gehört hatte: Einmal ging ein Mann an der Meeresküste entlang und sammelte Seesterne, die nachts ans Land angespült waren. Ein anderer Mann fragte ihn staunend, was er mit so vielen Seesternen machen möchte? Und der erste Mann antwortete: „Ich möchte sie ins Meer werfen, um ihnen das Leben zu retten.“ „Du kannst doch nicht allen Seesternen, die hier liegen, das Leben retten“, entgegnete der zweite Mann. „Aber ich kann DIE retten, die ich retten kann!“, erwiderte der

erste Mann und warf eine Menge der gesammelten Seesterne wieder ins Meer.

Die Moral der Geschichte ist bei den jungen Leuten in Hannover hängen geblieben: „Tue, was DU tun kannst, um die Welt ein Stück besser zu machen“, sagt Ozzie Burnham abschließend, „Tue, was DU tun kannst, um durch das Halten des Schabbat das große Licht in die Welt zu bringen, und frag nicht danach, ob es einen Sinn hat, etwas zu machen, was die anderen nicht machen!“

Im Gemeindesaal der Jüdischen Gemeinde in Hannover hängt ein Poster mit dem „Manifest“ von „The Shabbos Project“:

Wir halten den Schabbat vollständig, in allen seinen Einzelheiten und all seiner Schönheit, so

wie er seit uralten Zeiten gehalten worden ist. Sein Rhythmus wird uns mit Juden überall auf der Welt und aus allen Zeiten verbinden.

Die Idee einer weltweit gemeinsam veranstalteten traditionellen Schabbatfeier hat seinen Ursprung 2013 in Südafrika und machte sich seitdem um den gesamten Globus herum einen Namen. Bereits vor einem Jahr führte der BTJ einen erfolgreichen Schabbaton im Rahmen des internationalen Projekts durch. Rabbi Warren Goldstein, Oberrabbiner von Südafrika und Gründer des Shabbos Projects war von der Initiative des BTJ, auch Deutschland an Shabbos Projects beteiligen zu lassen, begeistert. „Der Schabbaton in Hannover war nur der Anfang“, sagte er. „Aus Gesprächen mit leitenden Mitgliedern

der Gemeinden ist mir der enorme Wunsch klargeworden, das Shabbos Project dem gesamten jüdischen Deutschland vorzustellen. Das Bewusstsein ist entstanden, dass dieses Erlebnis eine große Anzahl von unterschiedlichen jüdischen Menschen zusammenbringen kann, von denen auch viele Einwanderer sind, die ein ganz besonderes Bedürfnis nach der Jiddischkeit haben.“

Mit dem diesjährigen Schabbaton in Hannover wurde ein bedeutender Beitrag zum internationalen Shabbos Project geleistet. Den Auftakt zum Schabbaton bildete das gemeinsame Challa-Backen am Donnerstagabend. Unter Anleitung von Rebbetzin Sara Rivka Dray mischten beim Teigrollen des eigenen Hefezopfes viele junge Leute mit. „Wir erwarten weltweit an diesem Wochenende bis zu 1,5 Millionen Teilnehmer“, sagt Rabbiner Elias Dray, der zusammen mit dem BtJ-Vorsitzenden Michael Grünberg, dem stellvertretenden BtJ-Vorsitzenden David Seldner und der Event-Managerin Daniela Kalmar-Schönberger an der Organisation des Schabbatons in Hannover beteiligt ist. „Und wir möchten vor allem junge Leute an den Schabbat heranführen und ihnen zeigen, wie wichtig das ist, einen Tag zu haben, an dem wir das Handy ausschalten und Zeit für die Familie haben, Zeit für uns selbst“.

Neben einer traditionellen Schabbat-Zeremonie mit Gottesdienst und gemeinsamem Essen gab es am Wochenende in Hannover auch mehrere Vorträge. Rachel und Ozzie Burnham begeisterten die Teilnehmer mit den Geschichten aus ihrem eigenen Leben und machten anhand der persönlichen Erfahrungen deutlich, dass beim ersten Dating nicht immer alles glänzt, was sich letztendlich als Gold erweist. Sie sprachen über die Besonderheiten des jüdischen Datings und antworteten auf die vielen Fragen der Teilnehmer. Mit Spannung und großem Interesse wurden ebenso die JewTed-Talks aufgenommen, 25-minütige, spritzige und witzige Impulsreferate und Diskussionen zu den Themen wie „Shabbos Project – wozu überhaupt?“ mit Rabbiner Elias Dray, „Abraham im Jahr 2017“ mit Shimi Lang oder „Verzwickte Beziehungskonstellationen“ mit Sarah Brukner.

„Wir haben die Erfahrung gemacht, dass man einfach mal was beginnen muss, und dann entwickelt es sich von Jahr zu Jahr“, sagt Michael Grünberg, Vorsitzender des BtJ. „Wir wollen mit unseren Schabbatonim den jungen jüdischen Menschen die Möglichkeit geben, den Schabbat so zu halten, wie man es tatsächlich tun sollte. Der Schabbat ist doch das Wichtigste im Judentum!“

Am echad ve Lev echad!

An einem Oktoberwochenende 2017 geschah etwas, was man sich noch vor Jahren hätte kaum vorstellen können: Mehr als eine Million Juden aus der ganzen Welt beteiligte sich an dem internationalen Shabbos Project. Allein im argentinischen Buenos Aires versammelten sich 6 000 Frauen zum Challa-Bake vor dem Schabbat. Die Organisatorin Jacqueline Levy sagte, es sei ein großes Erlebnis gewesen, mitzuerleben, wie die Frauen sich begegneten und wie sie einander unterstützten, besonders diejenigen, die zum ersten Mal in ihrem Leben zum Challa-Backen kamen. Und in Chicago (USA) fand das Event zugleich an drei unterschiedlichen Orten statt und brachte mehr als 1 000 Frauen zusammen.

Hierzulande kamen junge Menschen aus allen Ecken Deutschlands nach Niedersachsen, um dort ein Teil des weltweiten Shabbos Projects zu sein und den vom BtJ organisierten Schabbat gemeinsam zu erleben. Die Jüdische Gemeinde Hannover hieß an diesem Wochenende ebenso internationale Gäste aus Amerika, der Schweiz, Ukraine und Brasilien willkommen.

Warum wurde nun gerade ein Schabbat als Anlass zur weltweiten Zusammenkunft gewählt?

Schabbat ist der siebte Tag der Schöpfung. Er steht für die Anerkennung der Schöpfung Gottes und liefert die Einsicht, dass nicht der Mensch der Kern der Welt ist, sondern es einen ewig währenden Herrscher gibt, der über alles die Kontrolle hat. Um Raum und Zeit ins Dasein zu rufen, musste Er sich aber bei der Welterschöpfung „verstecken“. Der Zahlenwert der hebräischen Buchstaben (Gematria) des Wortes „Olam“ (Welt) entspricht dem des Wortes „Helem“ (Verstecken). Gott schuf die Welt innerhalb von sechs Tageseinheiten und „versteckte“ sich in der von ihm geschaffenen Natur (Ha) „Teva“. Der Schabbat ist aber der Tag, an dem der Ewige sich nicht versteckt: An Schabbat können wir Ihm am nächsten sein. Man stelle sich ein Puppentheater vor: An sechs Tagen sehen wir die Puppen: das Krokodil, die Prinzessin, den Kasper, ...doch an Schabbat erkennen wir die Hand, die sich hinter allem verbirgt.

Das, was die Jüdischen Gemeinden im vergangenen

Oktober an dem Shabbos-Project Wochenende weltweit versuchten, war noch ein Schritt dazu, das Halten des Schabbat zu stärken und somit noch mehr Brücken und Verbindungen in der jüdischen Welt zu bauen, um sich weiter zu bilden und spirituell zu wachsen. Keeping it together hieß es für Tausende von uns, die alle gemeinsam den Schabbat „Lech Lecha“ feierten.

In Hannover kamen viele Menschen zu dem BTJ-Schabbaton zusammen. Eröffnet wurde die Veranstaltung mit dem lebendigen Freitagabendgebet in der Synagoge. Viel Gesang, Freude und Tanz füllten den Gebetsraum. Alte Bekannte haben sich wieder getroffen, viele lernten sich erst kennen. Und am nächsten Tag, nach der rituellen Schabbat-Beendigungs-Zeremonie, der Hawdala, ging es für die Teilnehmer in die Hannover Innenstadt, ins „Casper’s“, wo DJ Lev seine Beats auflegte und für einen glanzvollen Abend sorgte.

Wie auch in Hannover, so veranstalteten allerlei Organisationen überall auf der Welt spannende Wochenendprogramme. Das jüdische Volk war an diesem Wochenende in Freude vereint! So, wie wir einst gemeinsam in der Wüste, am Fuße des Berges Sinai, standen, als ein Volk und ein Herz: „Am echad ve Lev echad!“

Lech Lecha – die Quelle des Segens

Der Wochenabschnitt Lech Lecha ist zu dem Wochenabschnitt des weltweiten Shabbos Projects gewählt worden. Er erzählt uns über eine der Schlüsselfiguren, die für die Bildung der jüdischen Identität von großer Bedeutung ist – über unseren Vorvater Avraham. Er war nicht der erste Monotheist. Vor ihm gab es schon Adam, Schem und Noach. Aber er wuchs als erster in einer Gesellschaft auf, in der es nur Götzendienst gab. Und Avraham fand selbst zum Glauben an die Existenz G'ttes. Als er in

lich zu verstehen, dass der Mensch auf diese Welt gekommen ist, um seinem Schöpfer näher zu kommen und Chesed zu tun – Taten der Liebenswürdigkeit auszuüben. Avraham war stark und ließ sich niemals beirren.

So entschied G'tt, dass Avraham die Quelle allen Segens in dieser Welt sein soll. Im Wochenabschnitt Lech Lecha verkündet G'tt Avraham seine Entscheidung: „Geh aus von deinem Land und von deiner Verwandtschaft und von deines Vaters Hause in das Land, das ich

sich bringt, anzunehmen.

Das Shabbos Project verbindet uns mit Freunden und mit der jüdischen Gemeinschaft weltweit. Und nie schien der Schabbat so wichtig zu sein, wie heute. Wir leben im Zeitalter der hohen Technologien: Wir sind ständig über WhatsApp, Facebook und E-Mail erreichbar. Aber wir brauchen auch Zeit für uns, um ungestört für unsere Familie, unsere Nächsten und Freunde da zu sein. Die Zeit der Besinnung, Ruhe und Freude.

[Das Shabbos Project verbindet uns mit
Freunden und mit der jüdischen
Gemeinschaft weltweit.]

Abwesenheit seines Vaters die Götzen in dem Geschäft zerstörte, war Terach gewillt, König Nimrod zu bitten, seinen eigenen Sohn Avraham in ein brennendes Feuer zu werfen. Doch G'tt rettete ihn auf eine wunderbare Art und Weise.

Avraham kümmerte sich im Gegensatz zu Noach nicht nur um sich selbst und seine Familie. Er brachte durch seine große Gastfreundschaft viele Leute dazu, end-

dir zeigen will! So will ich dich zu einem großen Volke machen und dich segnen und dir einen großen Namen machen, und du sollst ein Segen sein.“ Nun wurde Avraham, gemeinsam mit seiner Frau Sarah, zu einer Mission des Segens berufen. Genau so wie Avraham die Quelle allen Segens sein sollte, so soll auch das Shabbos Project die Quelle des Segens sein – ein Aufruf für alle Juden auf der Welt, den Segen, der der Schabbat mit

Im Judentum wird Schabbat als „die Quelle allen Segens“ bezeichnet. Und wir hoffen, dass die Idee des Shabbos Projects eine starke Verankerung auch in Deutschland findet. Dass die Zahl der Juden, die hierzulande am Shabbos Project teilnehmen, zunimmt und dass die jüdische Gemeinschaft dadurch noch mehr gestärkt wird. Denn die wahre jüdische Einheit ist ein großer Segen.



Melbourne, Australien



BERLIN



HANNOVER

Foto: Mischa Shamis



Foto: Mischa Shamis



BUENOS AIRES, ARGENTINIEN



TORONTO, CANADA



JOHANNESBURG, SÜD AFRIKA

BAYIT - Ein Zuhause in Berlin

Ein neues Programm von Morasha Germany

Bayit ist ein neues Programm für junge jüdische Studierende und Young Professionals in Berlin, das von Morasha Germany initiiert worden ist. Es bietet neben einer Unterkunft im Herzen Berlins die täglichen Verpflegungen und die Möglichkeit, an weiterbildenden jüdischen Programmen teilzunehmen. Die 12 Teilnehmer sind Studierende an diversen Berliner Hochschulen. Wir sprachen mit der Leiterin des Programms Rotem Noy.



Rotem, Berlin ist eine Großstadt mit vielen Angeboten für junge Leute. Wie kam die Morasha Germany auf die Idee, so etwas wie ein Zuhause – ein Bayit den Studierenden anzubieten?

Ich glaube, dass es das jüdische Zuhause an sich ist, was die jungen Menschen, die noch keine eigene Familie haben und in Berlin studieren, am meisten brauchen! In dem Bayit hier können sie etwas erleben, was sie noch nicht kennen: Wie jüdische Familien die jüdische Tradition leben und es dabei mit dem Beruf, dem Studium und dem normalen Alltagsleben verbinden. Als wir angefangen haben, von unserem Bayit-Programm zu träu-

men, und auch danach, als wir mit den ersten Schritten begannen und nach Wohnungen für die Studierenden suchten, war es unser Ziel, ein Programm zu entwickeln, das sich zu einem Zentrum für das junge jüdische Leben in Berlin entwickeln sollte.

Aber wenn ich richtig verstehe, geht es nicht nur um das gemeinsame Wohnen, sondern auch um das gemeinsame Lernen?

Natürlich! Zum jüdischen Leben gehört das Lernen dazu! Die jungen Leute haben im Rahmen des Bayit-Programms die einzigartige Möglichkeit, ihr Zuhause mit dem Lernort zu verbinden und dort ihr Wissen über das Judentum zu erweitern. Wir bieten ihnen diverse Shiurim an, sie können auch zu zweit Chawruta oder auch in Gruppen lernen. Das Bildungsprogramm ist sehr abwechslungsreich und an verschie-

denen Bedürfnissen der Lernenden orientiert: Wir bieten Hebräischkurse in unterschiedlichen Stufen an, Parsha-Kurse - wöchentliches Thora-Lernen, Pirkey Avot, Halacha und viel mehr. Für jeden Student, der interessiert ist, stellen wir ein für ihn persönlich passendes Lernangebot zusammen. Wir arbeiten viel individuell. Das Bayit-Programm umfasst außerdem 2 Seminare im Jahr, die im Ausland stattfinden. Das Winterseminar in diesem Jahr findet beispielsweise auf Fuerteventura statt!

Sind die Teilnehmer in das soziale Leben der Gemeinde involviert?

Ja, das ist sehr wichtig. Dies geschieht durch zahlreiche Aktivitäten, die sie in das soziale Leben einer religiös lebenden jüdischen Gemeinde in Berlin aktiv involvieren, sei es gemeinsame Ausflüge, Schabbatonim oder zahlreiche themenori-

enterte Events. Auch die gemeinsamen Schabbat-Feiern gehören selbstverständlich dazu. Uns liegt viel daran, bei den Studenten ein Gefühl entstehen zu lassen, dass sie ein Teil der großen jüdischen Familie sind. Die meisten von ihnen haben ganz unterschiedliche Hintergründe, kommen aus verschiedenen Orten, und jeder von ihnen ist auf der Suche nach seinen jüdischen Wurzeln, nach seiner jüdischen Identität. Das gemeinsame Zuhause verbindet sie miteinander und mit den anderen: Sie lernen, sich gegenseitig zu respektieren und auf die Bedürfnisse des Anderen zu achten. Sie lernen auch viel von jüdischer Gastfreundschaft. Im Moment haben wir 12 Studenten im Bayit-Programm, und wir haben vor, im nächsten Jahr weiter zu machen. Jeder Student, der teilnehmen möchte, ist willkommen, sich bei der Morasha Germany online zu bewerben.

Von Regina Shagivaleeva, Jan Hollander und Dow Glickman

From Berlin with Love

...oder Bayit-Geschichten von Studenten erzählt



Seit drei Monaten leben wir im Bayit, in Berlin-Mitte. Wir sind drei von den 12 Studenten und Young Professionals, die sich dazu entschieden haben, das Jahr in Bayit zu verbringen: 7 Mädchen und 5 Jungs leben in zwei neu sanierten Wohnungen, unweit voneinander. Täglich wird uns ein koscheres, frisch gekochtes und warmes Mittagessen geboten und dazu sind beide Häuser mit Küchen aus-

gestattet, sodass niemand hungrig bleibt. Bayit ist jedoch nicht nur ein Ort zum Wohnen, sondern auch ein Ort zum jüdischen Lernen. Jede Woche werden verschiedene Kurse angeboten wie Hebräisch auf drei Niveaus, das berühmte „Hummus and Learn“, geleitet von Rotem Noy (Morasha Berlin), Shiurim diverser Rabbiner und Lehrerinnen sowie der Shlichot von Thora MiTzion-Morasha Berlin und Chavruta mit den zur Ver-

fügung stehenden Lehrern.

Jeden Monat gibt es einen großen Bayit Shabbaton. Bei diesem Shabbaton dürfen wir nicht nur Rotems Kochkünste bewundern, sondern auch verschiedene Workshops über verschiedenste Themen des jüdischen und weltlichen Alltags, sowie tolle Aktivitäten wie ein gemeinsames Kochen, Bubble Ball oder Escape Games. So verbinden wir spielerische Aktivitäten mit

einer tollen persönlichen und allgemeinen Weiterbildung der ganzen Gruppe. Mit der Zeit wurden auch schon Freundschaften geschlossen, „Bayit-Geschichten“ erzählt und gelacht. So wie nun mal ein Alltag eines Studenten und Young Professional sein kann. Damit wir niemandem was vorwegnehmen, haben wir uns dazu entschieden, uns vorzustellen und das Leben unsererseits zu schildern.



Dow

18 Jahre alt

Als Student der Biologie und Physik an der Humboldt Universität bin ich viel mit den Phänomenen des Alltags beschäftigt. Tag ein Tag aus verbringe ich meine Zeit damit zu erklären, warum ein Ball den Hang herabrollt oder warum eine Zelle so wichtig für einen jeden Organismus ist. Dementsprechend bin ich froh darüber mal eine Pause einzulegen und einen Shiur oder eine Stunde bei der Chavruta zu verbringen und mich in der jüdischen Philosophie und Textanamnese der Thora mit langen und sehr spannenden Diskussio-

nen einzugraben und den Alltag bei Seite zu lassen. Bayit bietet mir auf vielen Ebenen eine Plattform, um mich weiterzubilden und weiterzuentwickeln, wofür ich sehr dankbar bin. Einer meiner Favoriten ist das wöchentliche Hummus and Learn mit Rotem, bei dem tiefgehende Shiurim zum Leben meine Gedanken für eine lange Zeit beschäftigen und mir viel Freiraum zum Nachdenken geben. Doch auch die Chavruta Stunden erweitern nicht nur mein Wissen zum jüdischen Alltag, sondern geben mir auch eine Chance, eine neue

Art des Textverständnisses mit zu erkunden. Neben dem ganzen Lernen bleibt nicht viel Zeit übrig, doch diese, meist intensiv und oftmals produktive, Zeit nutze ich gerne, um mit meinen Mitbewohnern zu reden, ein Teil ihres Lebens zu sein oder sie in allen Situationen zu unterstützen und zu helfen. Mit Freude komme ich nach der Uni heim, denn ich weiß dass es niemals langweilig wird – denn so wie es nun mal ist, werden unter insgesamt 12 Gleichgesinnten Freundschaften gebildet, tolle Momente geteilt und eine sehr schöne Zeit verbracht.

Jan

19 Jahre alt

Durch ein vollgepacktes Medizinstudium, kombiniert mit extracurriculären Aktivitäten und Aufgaben an der Universität, kommt es dazu, dass ich die Uni oder Bibliothek nur an wenigen Tagen vor 11 Uhr Abends verlasse. Viele Fragen kommen dann auf, wie und wann ich es noch schaffe Teil des Bayits-Programms zu sein. Aber das Sich-Widmen den jüdischen Studien stellt genau in diesen Situationen einen guten Gegenpol zu dem alltäglichen Leben dar. Man wird regelmäßig gezwungen, seinen Alltagsstress beiseite zu legen und über die wöchentliche Parasha zu lernen oder sich neue Hebräisch-Vokabeln anzuschauen. Wieso ich montags eine Stunde früher aufstehe, um vor der Uni noch einen Bayit-Kurs zu belegen? In der Universität weiß ich, was kommt. Beim Lernen mit Rotem erkennt man Dinge über sich und die Welt, die einem keine Universität vermittelt. Simple Ideen davon, wie man durch die Welt geht und was die eigene Rolle darin sein kann, erkennt man. Und so kann ich jeden Montagmorgen, bevor die Universität überhaupt erst angefangen hat, schon mit einem kleinen Stück mehr Klarheit und einer ganz anderen Einstellung in

Von Regina Shagivaleeva, Jan Hollander und Dow Glickman

die Woche starten. Der Montagsblues wurde schon vor der Universität verdrängt. Bayit ist aber mehr als frühmorgens lernen. Bayit ist für mich neue Freundschaften zu gewinnen, Mitbewohner zu haben, mit denen man teilweise bis 3 Uhr morgens lernen oder abends auch Mal ausgehen kann.

Es ist zwar nicht immer einfach jede Woche auf seine Stunden zu kommen, aber vor allem die Chavruta mit Rabbinern der Gemeinde ermöglicht es einem meistens doch auf die wöchentliche Stundenanzahl zu kommen. Mit Moshe gehe ich so wöchentlich sehr grundlegenden Fragen des Judentums nach oder diskutiere zu sehr spezifische Themen, immer zu einer Thematik, welche wir vorher ausgemacht haben. Es ist schwierig, Bayit zu beschreiben, alleine schon aufgrund der Vielfalt der Teilnehmenden

und der möglichen Programmpunkte, aber im Endeffekt ist es sicher für jeden auch etwas anderes, für uns alle wird es aber immer mehr und mehr ein Zuhause.

Regina

19 Jahre alt

Im Gegensatz zu vielen anderen Teilnehmern von Bayit bin ich noch sehr neu in dem ganzen Umfeld des jüdischen Lebens. Diesen Sommer war ich auf Taglit, wobei ich das erste Mal mit jüdischen Traditionen, Werten und jüdischem Leben in Verbindung kam. Zwar wusste ich immer, dass ich jüdisch bin, jedoch haben meine Eltern mich ohne jüdische Traditionen oder Gebräuche erzogen. Ich fand es sehr schade, dass ich so wenig über das Judentum wusste und wollte mich mehr in der jüdischen

Gemeinde einbringen und mehr darüber lernen. Bayit bietet mir die ideale Plattform dafür. Durch wöchentliche Chavrutas kann ich sehr viel Neues dazulernen und meine

Sicht auf viele Dinge des alltäglichen Lebens hat sich bereits verändert. Täglich werden mir neue Denkanstöße und Inspirationen gegeben. Man bekommt das jüdische Leben hautnah mit und nicht nur in theoretischem Wissen. Doch Bayit ist für mich nicht nur das Lernen, sondern auch Teil einer tollen Gemeinschaft von jüdischen Jugendlichen zu sein, die alle sich sowohl individuell, als auch als Gruppe weiterentwickeln und wachsen. Ich habe bereits in der kurzen einige sehr enge Freundschaften knüpfen kön-

nen. Nach einem anstrengenden Tag in der Universität freue ich mich immer auf das Nach-Hause-kommen und ich fühle mich bereits sehr wohl, obwohl das Programm

noch nicht so lange geht. Rotem und Anna leisten unglaubliche Arbeit mit der Organisation des Programms und wir können tolle Momente als Gruppe erleben, wie beim Bubble-Ball-Football zum Beispiel. Jeder Programmpunkt ist besonders und macht sehr viel Spaß. Ich bin sehr glücklich, ein Teil von Bayit zu sein, weil ich mich hier bereits in so kurzer Zeit enorm weiterentwickeln und dazulernen konnte, aber gleichzeitig von so tollen Menschen umgeben bin ●



Jüdische Landesgemeinde Thüringen

„Und doch sind wir optimistisch“

Jüdische Händler wurden in Thüringen bereits im 10. Jahrhundert erwähnt. Beginnend mit Erfurt entstanden ab dem 12. Jahrhundert zahlreiche jüdische Gemeinden in Thüringen. Neid, Diebeslust und religiöser Fanatismus führten 1221, 1266, 1298 und 1303 in Thüringen zu Pogromen mit mehr als 5000 ermordeten Juden. Im Jahre 1349 wurde die Erfurter Gemeinde im Zuge der Pestverfolgung fast vollständig vernichtet. In diesem sogenannten „Judensturm“ wurden in Erfurt unzählige Juden ermordet. Zuvor hatten die Pogrome bereits viele andere Thüringer Orte heimgesucht. Der Rat der Stadt Erfurt, der den Mord hatte geschehen lassen, errichtete 1357 auf Kosten der Stadt eine neue Synagoge. Ein symbolisches Schuldeingeständnis. Ab 1368 genossen die Juden weitgehenden Schutz in Thüringen. Doch nach einer gewissen Blütezeit kam es 1457 zur Vertreibung der Juden aus der Stadt Erfurt, angestachelt durch den Fanatismus der Franziskaner. 1458 erkaufte sich der Rat der Stadt Erfurt beim Mainzer Erzbischof das Recht, keine Juden mehr aufnehmen zu müssen. Im Gefolge der protestantischen Reformation im 16. Jahrhundert kam es in ganz Thüringen zur Ausweisung von Juden. 1791 wurde der erste temporäre Aufenthalt von Rechts wegen gestattet. 1806 fand in Erfurt der erste jüdische Gottesdienst statt. 1810 erhielt der erste Jude seit 1457 – also nach 353 Jahren - das Bürgerrecht der Stadt Erfurt.



1822 gab es in der Erfurter jüdischen Gemeinde 55 Familien mit bis zu 500 Angehörigen. 1840 wurde die erste Synagoge der neuzeitlichen Gemeinde eingeweiht. Am 4.9.1884 konnte in Erfurt am Karthäuser Ring 14 eine neue, vor allem wesentlich größere Synagoge eingeweiht werden. Juden waren als Arbeiter, Angestellte, Beamte, Intellektuelle und Unternehmer aktiv am wirtschaftlichen Aufschwung beteiligt. Die jüdische Bevölkerungsgruppe besaß einen starken Mittelstand. Allerdings gehörten die meisten Juden zu den unteren Einkommensgruppen. Unter den 43 Personen zählenden Erfurter Großbürgertum waren drei Juden.

WÄHREND DES NATIONAL-SOZIALISMUS

Seit 1935 wurden Juden verstärkt in so genannte „Schutzhaft“ genommen. Am 15. Juli 1937 wurde das KZ Buchenwald eröffnet. Im Novemberpogroms 1938 wurden in Thüringen die Synagogen in Gotha, Eisenach, Meiningen, Vacha, Erfurt und Nordhausen zerstört. Am 10. November wurden nahezu alle jüdischen Männer verhaftet. 1178 von ihnen wurden in der Folge in das KZ Buchenwald verschleppt. Ihre Freilassung erfolgte unter der Maßgabe, ihren Besitz „arisieren“ zu lassen und Deutschland zu verlassen.

Die Massendeportationen der Juden aus Thüringen begannen 1942. Am 9. Mai 1942 wurden die ersten Juden aus verschiedenen kleineren Orten nach Erfurt überstellt. Einen Tag später erfolgte der Transport von insgesamt 600 Menschen aus 40 Thüringer Orten in das Ghetto Bełżyce bei Lublin. Ein Teil der Betroffenen wurde von dort aus weiter in das Konzentrationslager Majdanek überstellt und ermordet. Die restlichen Juden wurden im Mai 1943 von der SS in Bełżyce erschossen. Überlebende des Transports sind nicht bekannt. Ein weiterer Transport mit 364 älteren Juden aus 38 Thüringer Gemeinden erreichte am 20. September 1942 das Konzentrationslager Theresienstadt. Aus diesem Transport gab es einige Überlebende.

Kurz vor Kriegsende wurde auch in die sogenannten „Mischehen“ eingegriffen; allein 173 Erfurter Juden aus „Mischehen“ wurden nach Theresienstadt verschleppt. Die letzte Deportation aus Thüringen erfolgte noch am 12. Februar 1945. Das Thüringer Judentum hatte aufgehört zu existieren.

NACH DER BEFREIUNG

Nach der Befreiung im Jahre 1945 kehrten 15 Erfurter Juden, die den Nationalsozialismus überlebt hatten, in ihre Heimatstadt zurück. Max Cars wurde der erste Vorsitzende der im Herbst 1945 wieder gegründeten Synagogengemeinde Erfurt und danach auch der Vorsitzende des Landesverbandes der Jüdischen Gemeinden in Thüringen. 1946 zählte die Gemeinde 169 Mitglieder und sie wuchs weiter. Insgesamt wurden in Erfurt etwa 400 Juden aus Schlesien aufgenommen. Zugleich kamen nach Eisenach, Gera, Jena und Mühlhausen zahlreiche Juden, so dass auch in diesen Städten neue Gemeinden gegründet wurden. Das Gemeindeleben entwickelte sich kontinuierlich; es gab regelmäßige Gottesdienste. Der Betraum war sehr schön ausgestaltet. Es wurde der Sportverein „Hakoah“ gegründet. Für den Nachwuchs der Erfurter Gemeinde war 1948 das erste jüdische Sportfest in Berlin folgenreich. Eine größere Gruppe von Kindern und Jugendlichen wurde überzeugt, in den eben

gegründeten Staat Israel auszuwandern.

Dennoch blieb die Gemeinde groß genug, um den Neubau eines Gemeindezentrums mit Synagoge zu planen und durchzuführen. Um 1950 gab es etwa 650 Gemeindemitglieder. Die Synagoge wurde am 31. August 1952 in Anwesenheit des Stellvertretenden DDR-Ministerpräsidenten und Ministers für Kirchliches Otto Nuschke (CDU) eingeweiht. Die Einweihung nahm der Berliner Rabbiner Martin Riesenburger vor, der spätere Landesrabbiner der DDR.

Dieser hoffnungsvollen Zeit sollte bittere Enttäuschung folgen. Die sowjetische Politik hatte mit dem Prager Slansky-Prozess vom November 1952 eine antizionistische Wende in ihrer Israel-Politik vollzogen. Slansky und weitere jüdische Angeklagte wurden am 3. Dezember 1952 in Prag hingerichtet. In der DDR wurde im Dezember 1952 ein Beschluss gefasst, die „Lehren aus dem Prozess gegen das Verschwörerzentrum Slansky“ zu ziehen. Das Ergebnis waren antisemitische Handlungen.

In Erfurt wurden ab Dezember 1952 alle Juden in Listen erfasst; es gab Verhöre und Verhaftungen. Im Ergebnis der nachfolgenden Fluchtwelle hörten in Thüringen die jüdischen Gemeinden in Eisenach, Gera, Jena und Mühlhausen auf

zu existieren. Damit löste sich auch der Landesverband der Jüdischen Gemeinden in Thüringen auf. Die Anzahl der Juden im Bereich des Landesverbandes ging von 650 bis 1954 auf 148 zurück. Einzig die Synagogengemeinde Erfurt existierte weiter. Jüdisches Leben fand nur noch in Erfurt statt.

Mit Raphael Scharf-Katz erlebte die Gemeinde 1989 die politische Wende

NACH DER WENDE

Zum Zeitpunkt der Wende war unsere Mitgliederzahl auf 26 gesunken. Ein Minjan gab es längst nicht mehr. Eigentlich hätte schon deshalb die Gemeinde aufgelöst werden müssen. Aber Raphael Scharf-Katz hielt an der Gemeinde fest und die Gemeinde an ihm. Ab November 1989 keimte neue Hoffnung: Juden kamen aus der ehemaligen Sowjetunion.

1994 zählte unsere Jüdische Landesgemeinde Thüringen mit Sitz in Erfurt etwa 140 Mitglieder.

In die Amtszeit von Raphael Scharf-Katz fällt der Abschluss eines Staatsvertrages zwischen der Jüdischen Landesgemeinde Thüringen und dem Freistaat Thüringen. Mit der Unterzeichnung des Staatsvertrages war unsere finanzielle Unsicherheit fürs Erste behoben. Die Zuwanderung hielt an. Eine regelmäßige Betreuung, vor allem in den bis zu

zehn provisorischen Unterkünften, spielte sich damals ein. Das Gemeindeleben wurde vielseitiger.

An unseren jüdischen Festen nehmen seitdem stets

die Mitarbeiter der Gemeinde sorgen sich engagiert um etwa 800 Gemeindeglieder; die meisten wohnen in Erfurt, Jena und Nordhausen. Die Synagoge mit dem Verwaltungstrakt,

tematische Gruppenarbeit mit Kindern, Jugendlichen und Senioren werden in den Räumen des Zentrums durchgeführt. Den Religionsunterricht, die Sonntagschule und den Unter-

disch-Israelischen Kulturtag und seit 2015 jährlich stattfindende Achava-Festspiele. Zahlreich sind vor allem die gemeinsamen Aktivitäten und Veranstaltungen mit der Alten Synagoge,



Gäste aus Kirchen, Politik, Wirtschaft und öffentlichem Dienst teil. Unter unseren Gästen sind manche, die schon zu DDR-Zeiten Freunde der Gemeinde waren.

Wolfgang Nossen amtierte von 1995 bis 2012 als vierter Vorsitzender der Jüdischen Landesgemeinde Thüringen nach 1945. 2012 wurde Prof. Reinhard Schramm als Vorsitzender gewählt. Der Vorstand und

das Kultur- und Bildungszentrum und der Friedhof mit seiner Trauerhalle in Erfurt, aber auch die Synagogegebäude in Berkach und Mühlhausen sowie 34 verwaiste jüdische Friedhöfe in Thüringen erfordern große Anstrengungen. Mit Unterstützung der Erfurter Stadtverwaltung konnte 2001 unser Kultur- und Bildungszentrum eingeweiht werden. Zahlreiche Konzerte und vielfältige Veranstaltungen, aber vor allem sys-

richt zu jüdischer Geschichte führt unser Rabbiner Benjamin Kochan durch, unterstützt von seiner Frau.

In der Arbeit unserer Landesgemeinde hatten und haben wir verlässliche Partner und Freunde in den Kirchen, Parteien, Kommunen und gesellschaftlichen Organisationen. Höhepunkte gemeinsamer Arbeit sind in Thüringen die seit 1992 jährlich stattfindenden Jü-

dischen Kulturtag und dem Erinnerungsort Topf & Söhne in Erfurt.

Zu den Problemen unserer Landesgemeinde gehören das hohe Durchschnittsalter unserer Mitglieder, die Abwanderung der Jugend gen Westen sowie die Verunsicherung und Ängste durch antisemitische Erscheinungen. Und doch sind wir optimistisch.

Was Sie schon immer über Purim wissen wollten

Was Sie schon immer über Purim wissen wollten



Warum liest man an Purim das Buch Esther? Und wer hat dieses Buch verfasst?

Das Purim-Fest, das die Errettung der Juden vor der Vernichtung im antiken persischen Reich feiert, wird auf die Geschichte zurückgeführt, die im Buch Esther überliefert ist. Deshalb ist es nicht nur üblich, sondern auch ein Gebot, die Esther-Rolle – Megillat Esther – in der Synagoge zu lesen. Man hört sie sich zwei Mal an: Einmal am Abend von Erev Purim, und einmal tagsüber an Purim. Dabei machen sowohl die Erwachsenen als auch die Kinder jedes Mal Krach mit Ratschen und Rasseln, wenn der Name des Judenfeindes Haman fällt. Der Überlieferung zufolge soll die Megillat Esther von dem Weisen Mordechai selbst geschrieben worden sein. „Und Mordechai schrieb diese Geschichte auf und sandte Schreiben an alle Juden, die in den Ländern des Königs Achaschwerosch waren, nah und fern, sie sollten den 14ten und 15ten des Monats Adar annehmen und jährlich halten, als die Tage, an denen die Juden zur Ruhe gekommen waren vor ihren Feinden...“ (Buch Esther 9:20-22)



War die Königin Esther die Tochter oder die Nichte Mordechais?

Das Verhältnis zwischen Mordechai und Esther gehört zum Gegenstand vieler Kommentare. So heißt es unter anderem, Mordechai wäre nicht nur ihr Onkel gewesen, sondern ihr Adoptivvater. Esther – ihr jüdischer Name war Hadassah, „Myrte“, doch die Perser nannten sie Esther, „Venus“ – soll, genauso wie Mordechai, vom König Saul abstammen. Ihre Mutter starb während ihrer Geburt, der Vater soll schon vorher gestorben sein. Es wird überliefert, dass sie bei Mordechai als seine Tochter aufwuchs und einer der schönsten Frauen der Welt wurde.



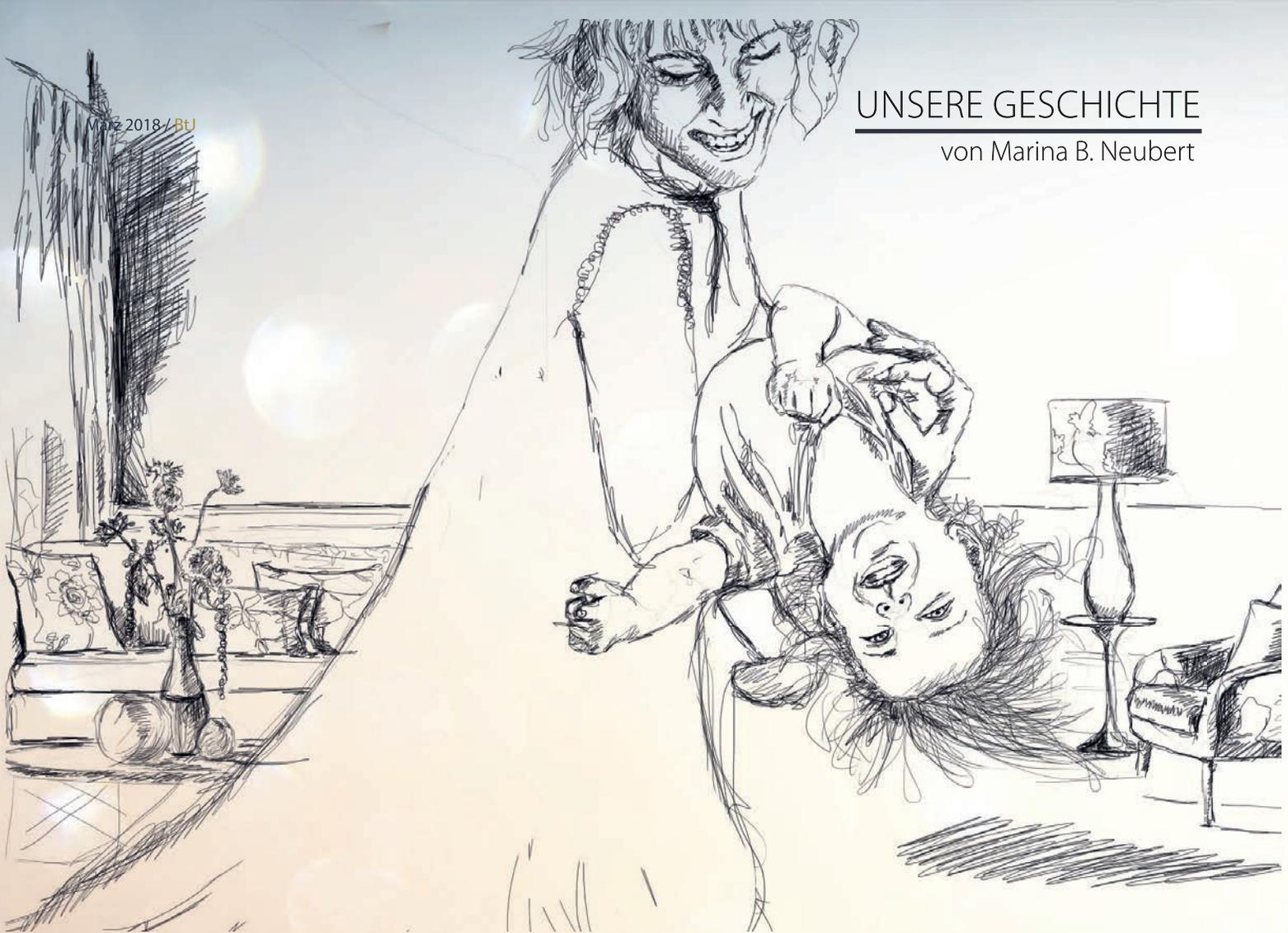
Gibt es für das Purim-Fest einen historischen Hintergrund?

Es wird überliefert, dass das Purim-Fest während des jüdischen Exils im persischen Reich entstand. Nach der Zerstörung des ersten Tempels wurde ein Großteil der Einwohner Judäas – darunter auch der Weise Mordechai – ins babylonische Exil vertrieben. Das babylonische Reich wurde aber bald darauf vom persischen König Kyros erobert. Den talmudischen Quellen zufolge wurde Purim zuerst von den im persischen Schuschan (Susa) lebenden Juden gefeiert, und danach wurde das Fest von den benachbarten jüdischen Exilgemeinden übernommen. Nach der Rückkehr der Juden aus Babylonien erhielt das Purim-Fest seinen festen Platz im jüdischen Kalender, und ab dann wurde es in allen jüdischen Gemeinden gefeiert.



Warum wird der böse Haman als Amalek bezeichnet?

Der Überlieferung zufolge soll Haman ein Agagiter sein, das heißt ein Nachkomme des Königs Amalek. Amalekiter sind das Volk, das bereits die geschwächten Israeliten in der Wüste einmal überfiel und später immer wieder gegen die Juden kämpfte, mit dem Ziel, das jüdische Volk ganz zu vernichten.



Der blaue Filzhut und der Wiener Walzer

Heute ist Mittwoch, ein Tag vor Purim. Und es regnet in Strömen. Es ist wieder kalt geworden. Meine Orchidee hat über Nacht ihre Blüten verloren. Als ich heute Morgen aufgestanden bin, lagen die weichen, rosafarbenen Sterne auf dem Parkett und sahen mich vorwurfsvoll an. Sie froren.

Es ist kalt, obwohl es Anfang März ist. So kalt, dass ich den Wintermantel herausgeholt habe. Du denkst jetzt wahrscheinlich: Die Tatsache, dass ich die warmen Sachen bräuchte, bedeute noch keinen Winterausbruch. Du konntest nie mein schnelles Frieren nachempfinden! Zum ersten Mal bemerkte ich es, als du ein Jahr alt warst.

Es war ein frostiger, sonniger Februartag. Ich sollte auf dich

aufpassen, bis unsere Mutter von der Opernprobe zurück nach Hause kam. Doch stattdessen zog ich Mutters langes, glitzerndes Konzertkleid und die lackierten Stöckelschuhe an, und fing an, die Schrittfolge zum Walzer zu üben: Am nächsten Tag gab es eine Purimfeier in der Schule und ich wollte mich als Tänzerin verkleiden. Du standest in deiner Babymanege, während ich die Musik so laut aufdrehte, dass ich nicht einmal hörte, wie du zu quengeln begannst.

Ich bewegte mich im Takt des Wiener Walzers, ohne dich anzusehen. Erst als ich dir den großen Vorwärtsschritt vorführen wollte, warf ich den Blick auf die Babymanege: Dein Gesicht war mit Tränen überströmt. Ich nahm dich schnell auf den Arm und wir begannen, uns gemeinsam auf dem Parkett zu drehen. Du hörtest sofort auf zu weinen.



Und damit du wie ein richtiger Tanzpartner aussahst, setzte ich dir den blauen Filzhut unserer Mutter auf.

Wir tanzten. Der Walzer näherte sich dem musikalischen Höhepunkt.

Und just in dem Moment, als ich bei dem großen Vorwärtsschritt den Körper nach vorn neigte, verhedderte sich der Stöckelschuh unserer Mutter in ihrem langen Konzertkleid.

Ich stolperte und ließ dich fallen. Doch ich stürzte nicht gleich: Es war, als ob ich zuerst über den blauen Filzhut, dann über dich geschlottert wäre, und erst dann zu Boden fiel. Als ich mich aufrichtete, lagst du mit dem Gesicht auf dem Parkett. Ich riss dich an mich.

Du warst bewusstlos. Ich rüttelte dich heftig an den Armen, schüttelte an deiner Schulter – doch du bliebst reglos. Dein Gesicht glühte. An deiner Stirn schwoll ein Hügel an.

Eine halbe Stunde später waren wir schon im Krankenhaus. Die Heizung war an jenem Tag ausgefallen und es kam mir vor, die Minustemperaturen drängten sich von draußen durch die alten, dicken Backsteinwände ins Gebäude hinein. Und der Röntgenraum, in dem man dich kurz darauf in eine Untersuchungsrohre schob, schien der kälteste Ort gewesen zu sein.

Ich stellte mich hinter die Röntgenärztin, um dich wenigstens auf dem Monitor zu sehen. Über Mutters Konzertkleid trug ich die Winterjacke, und auf dem Kopf hatte ich den blauen Filzhut. Doch ich fror so sehr, dass die Krankenschwester mir noch eine Bettdecke über die Schultern warf, damit ich endlich aufhöre, mit den Zähnen zu klappern. In die warme Decke gehüllt, beobachtete ich auf dem Monitor, wie dein kleiner Körper hin und her gefahren wurde. Der geschlossene Raum der Röhre schien dich nicht erschreckt zu haben. Du lagst nackt und still auf dem

eiskalten Stück Metall.

Warum hat man ihr nichts drunter gelegt?!, fragte ich halb erschrocken, halb entsetzt.

Wir mussten uns beeilen, erwiderte die Krankenschwester.

Sie wird erfrieren!

Wir kriegen sie wieder warm, sagte die Ärztin und hauchte sich heiße Luft in die Hände. Die Hauptsache, sie hat keine Hirnblutung!

Zum Glück hattest du nur ein einfaches Hämatom. Nachdem die Untersuchung beendet war, nahm die Krankenschwester dich aus der Röhre und drehte sich perplex zu mir.

Das gibt's nicht!, sagte sie. Das Mädchen ist warm!

Du lehntest den Kopf an ihre Brust und sahst mich an.

Vielleicht hat sie Fieber?, mutmaßte die Ärztin und schob dir schnell das Thermometer in den Mund.

Ich riss dich aus den Armen der Krankenschwester an mich, wickelte dich in die Bettdecke ein und setzte dir den Filzhut auf.

Als die Ärztin das Thermometer aus deinem Mund nahm, hob sie die Augenbrauen hoch und sah mich stauend an:

Ihre Körpertemperatur ist normal, sagte sie. War das schon immer so?

Was?, fragte ich ahnungslos.

Sie friert nicht!

Happy-Purim!

Mit Rotwein-Zwiebeln vom israelischen Kochstar Tom Franz

Der in Israel lebende gebürtige Rheinländer Tom Franz, der 2004 nach Israel auswanderte und 2013 zum Sieger der israelischen Kochshow „Masterchef“ gekürt wurde, verzauberte schon in der letzten Ausgabe des BtJ-Magazins die Leser mit seiner phantasievollen Küche. Nun teilt er mit uns sein berühmtes Shawarma-Rezept auf Pfannen-Brot mit Rotwein-Zwiebeln – passend zu Purim!

Shawarma auf Pfannen-Brot mit Rotwein-Zwiebeln & grüner Tahina

Zutaten für 4 Personen:

Shawarma

4 Entrecôtes à 250 g,
Zimmertemperatur
Salz
Pfeffer
8 EL Olivenöl
2 EL Curry
1 TL edelsüßer Paprika
1 TL Kurkuma
1 TL gemahlener Kardamom
1/4 TL Zimtpulver
1 Handvoll fein gehackte Petersilie

Rotwein-Zwiebeln

2 rote Zwiebeln
4 EL Olivenöl
Salz
1/2 TL brauner Zucker
1/4 Glas Rotwein

Pfannen-Brot

420 g Mehl
1 Päckchen Backpulver
3 EL Rapsöl
1/2 TL Salz
240 ml eiskaltes Wasser

Tahina

200 g Tahina/Paste aus feingemahlenden Sesamkörnern
Saft 1 Zitrone
1 Knoblauchzehe, geschält und zerdrückt
Salz
Pfeffer
120 ml Wasser
1 Handvoll sehr fein gehackte Petersilie
je 1/2 Handvoll Minze- & Korianderblätter, sehr fein gehackt

Zubereitung:

Shawarma

Die Entrecôtes in feine Scheiben schneiden und mit Salz und Pfeffer würzen.
2 EL Olivenöl in einer großen Pfanne erhitzen. Curry, Paprika, Kurkuma, Kardamom und Zimt in einer kleinen Schüssel vermengen. Sobald das Öl zu rauchen beginnt, die Fleischscheiben in die Pfanne legen und sofort mit der Gewürzmischung bestreuen.
Nach 2 Minuten das Fleisch umdrehen und von der anderen Seite 1–3 Minuten braten, bis das Fleisch medium ist. Dann das Fleisch herausnehmen, auf einen Teller legen und mit den restlichen Fleischscheiben ebenso verfahren. Dabei immer wieder Olivenöl in die Pfanne geben.

Rotwein-Zwiebeln

Die Zwiebeln schälen und der Länge nach in Achtel schneiden.
Olivenöl in einer Pfanne erhitzen und die Zwiebeln von beiden Seiten jeweils 5 Minuten braten, dabei etwas salzen. Den Zucker darüberstreuen und 3–5 Minuten karamellisieren. Rotwein dazugeben und bei leichter Hitze köcheln lassen, bis der Rotwein fast verdampft ist.



Pfannen-Brot

Alle Zutaten zu einem glatten Teig kneten. Den Teig in Viertel teilen und jedes Viertel zu einer 15–18 cm großen Scheibe ausrollen. Mit einer Gabel mehrmals einstechen und in einer leicht gefetteten Pfanne bei mittlerer Hitze gelbbraun braten.

Tahina

Alle Zutaten mit dem Schneebesen oder Pürrierstab vermengen, dabei das Wasser nach und nach angießen, bis die gewünschte Konsistenz erreicht ist.

Anrichten

Das Fleisch auf dem Pfannen-Brot verteilen, mit je 4 Zwiebelstücke belegen und etwas Tahina darüberträufeln.

Bon appétit!





VERBINDE DIE PUNKTE



ZEIGE ESTHER DEN WEG ZU MORDECHAI

